



# WIDER|SPRUCH

Widerspruch Nr. 7 (01/84) Abschied von der Arbeit? (1984)

Zitat

In einem Gespräch mit dem afrikanischen Dorfoberhaupt Ahoussi, König von Alangouan, stellt der Ethnologe Paul Parin die Frage: „Wenn das Volk mit seinem König nicht mehr zufrieden ist, ihn nicht mehr will, - kann man ihn dann absetzen?“

Ahoussi antwortet: „Das eigentlich nicht. Es geht nur niemand mehr an seinen Hof. Dort sitzt er allein. Ein König, zu dem niemand mehr geht. Was kann er tun? Er ist kein König mehr!“

# WIDER|SPRUCH

## Widerspruch Nr. 7 (01/84) Abschied von der Arbeit? (1984) INHALTSVERZEICHNIS

<b>Artikel</b>	Das Thema: Abschied von der Arbeit?	3
	Fragen zum Thema "Arbeitslosigkeit"	6
	<b>Stellungnahmen:</b>	
	<i>Manon Maren-Grisebach:</i> Anmerkungen zum Übergang von der Arbeitsgesellschaft zur Freizeitgesellschaft	8
	<i>Peter Koslowski:</i> Antworten zum Thema "Arbeitslosigkeit"	12
	<i>R. Marks/ A. v. Pechmann/ E. Treptow:</i> Ende der Arbeitsgesellschaft. Eine Skizze	22
	<i>Wolfgang Zängel:</i> Die Welt der Fabrik: Bericht über industrielle Kreisläufe	45
	<i>Konrad Lotter:</i> Bestimmungen des Marxschen Arbeitsbegriffs	58
	<i>Ralf Marks:</i> Zu Praxis und Arbeit in der Philosophie	69
	<i>Frank Rehberg:</i> Mikroelektronik - Neue Technologien und ihre Auswirkungen auf die Arbeit	75
<b>Umfrage</b>	Warum Philosophie studieren? Ergebnisse einer Umfrage unter den Hauptfach-Studenten am philosophischen Fachbereich der Universität München (1. Teil)	92
<b>Rezensionen</b>	Detlev Albers: Versuch über Otto Bauer und Antonio Gramsci <i>Gerhard Jonath</i>	101
	Frank Beuseler/ Rolf G. Heinz/ Arno Klönne (Hrsg.): Die Zukunft der Arbeit <i>Wolfgang Görl</i>	105
	Norbert Blüm: Die Arbeit geht weiter. Zur Krise der Erwerbsgesellschaft <i>Elmar Treptow</i>	109
	Iring Fetscher: Überlebensbedingungen der Menschheit <i>Wolfgang Görl</i>	112

	Andre Gorz: Wege ins Paradies <i>Hans Mittermüller</i>	117
	Wolfgang Henninger/ Horst Linde (Hrsg.): Das Umsteigerbuch <i>Rüdiger Brede</i>	121
	Ivan Illich: Fortschrittsmythen <i>Hans Mittermüller</i>	123
	Ernst Nolte: Marxismus und industrielle Revolution <i>Ralph Marks</i>	127
	Hans A. Pestalozzi: Nach uns die Zukunft. Von der positiven Subversion <i>Hans Mittermüller</i>	131
	Ali Wacker: Arbeitslosigkeit, soziale und psychische Folgen <i>Alexander von Pechmann</i>	135
<b>Diskussion und Kritik</b>	<i>Peter Müller</i> Bemerkungen zum ethischen Sozialismus	138
	<i>Harald Kühn</i> Marxismus - Die alternative Erkenntnistheorie und Philosophie	144
<b>Anhang</b>	Personenverzeichnis	155
	Impressum	156

# WIDERSPRUCH

In: Widerspruch Nr. 7 (01/84) Abschied von der Arbeit? (1984),  
S. 3-5

AutorenInnen: *Redaktion*

Zum Thema

**Zum Thema**

**Abschied von der Arbeit?**

Glaubt man den Prognosen, werden wir bis zum Ende des Jahrzehnts mit ca. 4 Millionen Arbeitslosen allein in der Bundesrepublik zu rechnen haben. Die Arbeitslosigkeit wird weltweit, neben der Erhaltung des Friedens, das entscheidende politische Problem der nächsten Jahre sein.

Zunehmend weniger macht die Arbeitslosigkeit vor den Universitäten halt; sie konfrontiert die Studenten, insbesondere in den geisteswissenschaftlichen Fächern mit der Frage ihrer Berufs- und Lebensperspektive. Im Fach Philosophie beginnt man über die Arbeitsperspektiven der Philosophie, aber auch über eine Philosophie der Arbeitsperspektive nachzudenken.

Hinter der lebhaften Diskussion über die Auswirkungen und Antworten auf die Arbeitslosigkeit, über die Zukunft der "Arbeitsgesellschaft" und die Konzepte einer "post-modernen" Gesellschaft, einer "Alternativ-" oder "Dualwirtschaft" steckt eine philosophische Dimension, die die Grundfragen menschlicher Existenz, das Verhältnis des Menschen zur Natur und zu sich selbst berührt und in deren Mittelpunkt der für die Neuzeit zentrale Begriff der "Arbeit" steht.

Die Beiträge des vorliegenden Heftes beziehen sich auf die Frage nach der Bedeutung der Arbeit für den Menschen. Gehört die Arbeit so wesensmäßig zum Menschen, daß der Abschied von der Arbeit zugleich ein Gang in die menschliche Sinn- und Wertlosigkeit wäre? Bietet die ge-

zum Thema

genwärtige gesellschaftliche Entwicklung die erstmalige Chance, den Menschen vom Fluch der Arbeit zu befreien, und ihm die reale Möglichkeit seiner Selbstverwirklichung zu geben? Oder ist das Ende der "Arbeitsgesellschaft" nicht vielmehr eine unvermeidliche Notwendigkeit, um die menschliche Gattung vor ihrem eigenen Untergang zu bewahren?

Die Reihe der Artikel dieses Bandes wird mit zwei Fragen zum Thema "Arbeitslosigkeit" eröffnet, die von der Redaktion an Manon Maren-Grisebach und an Peter Koslowski gerichtet wurden und in den beiden folgenden Beiträgen beantwortet werden.

Ralph Marks, Alexander von Pechmann und Elmar Treptow legen eine gemeinsame Skizze "Ende der Arbeitsgesellschaft" vor, mit der sie den Versuch unternehmen, die drei Dilemmata der "Arbeitsgesellschaft", deren Ursache und deren Auflösung zu formulieren.

"Die Welt der Fabrik - Bericht über industrielle Kreisläufe" ist der gekürzte Machdruck eines Referats, das Wolfgang Zängl im Rahmen der Vortragsreihe "Die Zukunft als Fabrik" am 8.12.1983 gehalten hat, und der sich mit der Irrationalität moderner Industrie Großprojekte auseinandersetzt.

In einem Beitrag "Zu Arbeit und Praxis in der Philosophie" setzt sich Ralph Marks kritisch mit dem herrschenden Verständnis von Arbeit auseinander und versucht - im Anschluß an Aristoteles - eine Reformulierung des Praxisbegriffs.

Konrad Lotter gibt einen Überblick über die unterschiedlichen "Bestimmungen des Marx'schen Arbeitsbegriffs", der zu einem differenzierteren Verständnis von Marx' Theorie der Arbeit beizutragen vermag.

Frank Rehberg faßt die aktuelle betriebs- und industriesoziologische Diskussion über die "Mikroelektronik - neue Technologien und ihre Auswirkungen auf die Arbeit" zusammen und macht damit auf die gegenwärtigen Veränderungen der Produktionsstruktur und die mit ihnen

zum Thema

verbundenen sozialen Folgen der Entlassungen einerseits und der Arbeitsintensivierung andererseits aufmerksam.

In diesem Heft legen wir die ersten, unvollständigen Ergebnisse der Umfrage "Warum Philosophie studieren? Zur Situation der Philosophie-Hauptfach-Studenten" vor, die der "WIDERSPRUCH" zu Beginn des WS 1983/84 im philosophischen Fachbereich durchgeführt hat, und in deren Mittelpunkt die Arbeits- und Studiensituation der Münchner Philosophie-Studenten steht.

An die Beiträge schließt sich eine Reihe von Rezensionen wichtiger Veröffentlichungen zum Thema an, die einen Einblick in die derzeitige kontroverse Diskussion über die Perspektive der "Arbeitsgesellschaft" geben.

Der Band wird durch einen Leserbrief von Peter Müller, der sich kritisch mit dem Beitrag von Ralph Marks zur Frage der marxistischen Ethik in WIDERSPRUCH 1/83 auseinandersetzt; und durch eine – zwar kommentarlos abgedruckte, dennoch erweiterungsbedürftige – Antwort von Harald Kühn auf Heft 2/83 und insbesondere auf Martin Schravens Artikel "Zur Kritik der Philosophie der 'MG'" abgeschlossen.

*Die Redaktion*

# WIDER|SPRUCH

In: Widerspruch Nr. 7 (01/84) Abschied von der Arbeit? (1984),  
S. 6-7

Autor: *Redaktion*

Fragen

## Fragen zum Thema „Arbeitslosigkeit“

Die Diskussion über die anhaltende Arbeitslosigkeit hat zwei Themen der Philosophiegeschichte wieder in den Vordergrund treten lassen, die zumindest in der Öffentlichkeit lange Zeit überwunden zu sein schienen, und deren erstes in das Gebiet der Ontologie und Kosmologie, deren zweites in den Bereich der Ethik und der praktischen Philosophie reicht.

I. Die Dauerarbeitslosigkeit wird von zunehmend mehr Wissenschaftlern als Ausdruck des Endes der „Arbeitsgesellschaft“ interpretiert. Die Logik der Arbeitsgesellschaft „Arbeit schafft Wohlstand“ oder „Wirtschaftswachstum sichert Arbeitsplätze“ sei an ihr Ende gelangt, weil, so die These, die Natur ihre objektive und unüberwindliche Grenzen „setze“. Die Arbeitslosigkeit und die allgemein sinkende „Lebensqualität“ drückten gewissermaßen die *Insurrektion der Natur* gegen die Vergewaltigung durch den Menschen aus: sie beginne gegen das im Arbeitsprinzip festgelegte Machtstreben und die anthropozentrische Hybris zu protestieren.

Inwiefern können Sie dieser These zustimmen und welche Schlussfolgerungen würden Sie daraus für die gegenwärtige, oben angedeutete Diskussion ziehen?

II. Die Massenarbeitslosigkeit wird primär nicht als Skandal, als politisches und soziales Problem angesehen, sondern im Gegenteil als Chance zur menschlichen Selbstverwirklichung. Die Arbeit sei, so die Vertreter dieser These, nicht das Medium der Sinngewinnung und Selbstverwirklichung des Menschen, wie es die neuzeitliche Philosophie seit Descartes, Locke über Hegel und Marx bis zu Scheler behauptet hat, sondern der *Entfremdung des Menschen* von seinem Wesen. Die Befreiung des Menschen

## Fragen zum Thema Arbeitslosigkeit

von der Arbeit böte insofern die Chance zur Sinngebung, zur Freizeit und Muße und damit zu seiner Selbsterfüllung.

Wie stehen Sie zu dieser These und welche praktischen Konsequenzen ergeben sich Ihrer Meinung daraus?

Die folgenden drei Artikel von Manon Maren-Grisebach, Peter Koslowski und R.Marks/A.v.Pechmann/ E.Treptow sind Stellungnahmen zu den beiden Fragen.

# WIDER|SPRUCH

In: Widerspruch Nr. 7 (01/84) Abschied von der Arbeit? (1984),  
S. 8-11

Autor: *Manon Maren-Grisebach*

Artikel

**Manon Maren-  
Grisebach**

**Anmerkungen zum Übergang von der  
Arbeitsgesellschaft zur Freizeitgesell-  
schaft**

Der vorgegebenen These I, daß ein „Ende der Arbeitsgesellschaft“ angezeigt sei, kann nur zugestimmt werden. Die Zeit des Zurückdrängens der Naturschranken ist vorbei, es kommt die Zeit des Anerkennens der Naturschranken.

Denn Arbeit geht mit Natur um: erstens benutzt sie die Naturmaterialien beim Stoffwechsel mit der Natur, und zweitens tut sie dies nach einem vorgefaßten Plan, nach dessen Zweck etwas qualitativ Neues gegenüber den Naturmaterialien hergestellt wird, etwas, das vorher in der Natur selbst noch nicht vorhanden war.

Durch beide Stufen des Eingriffs, durch die bloße Umformung in Stoffwechsel und die Herstellung neuer Qualitäten kann eben dieses Gegenüber-Material der Natur derart weitreichend verändert und beeinträchtigt werden, daß die Schädigung bis hin zur Zerstörung der Natur ein Endresultat von Arbeit ist.

„Der Arbeiter kann nichts schaffen ohne die *Natur*, ohne die *sinnliche Außenwelt*. Sie ist der Stoff, an welchem sich seine Arbeit verwirklicht, in welchem sie tätig ist, aus welchem und mittelst welcher sie produziert.“  
(Karl Marx, ökonomisch-philosophische Manuskripte, MEW, Bd.1, S.511)

So sind die Gegenstände der außenmenschlichen Natur Lebensmittel in zweierlei Sinn: Mittel zum Leben als Mittel zur lebensnotwendigen Arbeit und direkter: Mittel zur körperlichen Lebenserhaltung, zum Essen und Trinken, zum Atmen, kurz zum gesamten Stoffwechsel im menschlichen Körper. In diesem zweifachen Sinn sprechen wir Grüne von der Natur als von unseren „Lebensgrundlagen“ und daher von der Notwendigkeit, diese Lebensgrundlagen zu *erhalten*.

„Je mehr also der Arbeiter sich die Außenwelt, die sinnliche Natur, durch seine Arbeit aneignet, umso mehr entzieht er sich *Lebensmittel* nach der doppelten Seite hin...“ (Marx, ebd.)

Um eben dieses Entziehen geht es heute. Damit ist das Arbeitsproblem als ein *Ökologisches* geortet. Und zwar im alles einbegreifenden Sinn von Ökologie, nämlich in bezug auf das gesamte Ökosystem: Mensch und alle Naturdinge eingeschlossen. Nicht mehr nur gesellschafts-, sondern universal-, gesamt-naturbezogen, ist Arbeit zu bedenken.

Daß bei diesen Überlegungen Arbeit in erster Linie Werken mit dem Körper meint, ist offensichtlich. Geistige Arbeit hat einen anderen Stellenwert, soweit sie nicht nur *Vorbedingungen* für körperliche Arbeit bereitstellt (technische Erfindungen, Pläne für Arbeitsabläufe, Architektur, usw.)

Eine rein im unkörperlichen Feld verharrende Geistestätigkeit kommt nicht mit den naturverbrauchenden Folgen in Konflikt. Wenn etwa Goethe als ein vorzüglich für die Natur Schauender sich betätigte, dann ist dies ein Beispiel für das Nichtentziehen der Lebensmittel, für das Bestehen- und Gewährenlassen. So bleibt auch die philosophische Tätigkeit als bloßes Reflektieren, als Meditieren, als Welt anschauen (Weltanschauung produzieren) dem möglichen Zerstörungsmechanismus entzogen.

Dies hat für das heutige Selbstverständnis der Menschen zur Konsequenz, daß der Mensch als homo faber, als tool making animal, als Macher und Umgestalter von Natur zurücktritt hinter dem Menschen als Denkenden und Schauenden. *Philosophie* als zentrale Lebensentfaltung spezifisch menschlicher Qualitäten rückt in den Mittelpunkt. Der Prozeß vom extensiven zum intensiven, vom außengerichteten zum innengerichteten Leben ist in vollem Gange. Bei Strafe des Untergangs. Und solches ist nicht als ahistorische Wesensbestimmung zu verstehen, sondern im Gegenteil als historisch-gesellschaftliche Antwort auf die Situation im ausgehenden 20. Jahrhundert. Und auch nicht für alle Erdgebiete gleichermaßen gültig, sondern vorrangig für die hochindustrialisierten Län-

der als Einstieg in die nachindustrielle Gesellschaft. Eine im hohen Maße geschichtsverantwortliche Bestimmung also.

Die Überlegungen haben zweitens zur Konsequenz, daß dort, wo das Homo-Faber-Sein weiter zur Lebenserhaltung unerläßlich ist – niemand redet einem vorindustriellen Stadium das Wort, einem Zurückflüchten in den Bauch der Natur – das Herstellen und Bearbeiten von Natur in der Weise vorgenommen wird, daß die mit ihm verbundenen Eingriffe so wenig zerstörend wie möglich gehalten werden. Leitworte sind: „Alternative Produktion“, „alternative Landwirtschaft“, „alternative Energiegewinnung“. Dabei ist mit „alternativ“ lediglich das Vermindern von Zerstörung gemeint und das Rücksichtnehmen auf die Naturzusammenhänge: Ein neues Einbinden unserer Arbeit in die Lebenstotalität. Dem Wachstum bisheriger Wirtschaft wird die Absage erteilt, eben weil das Bisherige die Voraussetzungen von Arbeit vernichtet, und weil es in zweifacher Hinsicht Arbeitsplätze verringert; durch den Entzug der Lebensgrundlagen und durch die Anwendung hochtechnisierter Verfahren, was schonfärberisch „Rationalisierung“ genannt wird.

Alternative Wirtschaftsweisen erhalten im Gegensatz dazu die Lebensgrundlagen, stellen sie teilweise wieder her, und schaffen neue Arbeitsplätze. Noch dazu bieten diese dann sinnvolle und nicht entfremdete Arbeit, was zusätzlich gewährleistet wird durch neue soziale Organisationsformen wie Selbst- und Mitbestimmung, gesellschaftliches Eigentum und Eigenverantwortung der Arbeitenden.

Der These II kann nur bedingt zugestimmt werden, insofern zwar eine Verschiebung von körperlich arbeitenden Menschen als Leitbild zum geistig tätigen Freizeitmenschen vor sich gehen muß, wie schon ausgeführt, dies aber nicht gleichbedeutend ist mit der Behauptung, Massenarbeitslosigkeit sei eine „Chance“. Solange Massenarbeitslosigkeit innerhalb des jetzigen gesellschaftlichen Verteilungssystems auftritt, ist sie ein Skandal und unentschuldigbar. Denn es geht mit ihr nicht einher, daß die Arbeitslosen Arbeitsbefreite sind, die sich je mehr sie die Arbeitslast los sind, desto mehr der Entfaltung ihres eigenen Selbsts, ihrer Selbstverwirklichung widmen können, sondern noch ist die Lage so, daß die Arbeitslosen sozial und finanziell zu Elendsfiguren und psychologisch in die Zone der Minderwertigen und damit Verzweifelten abgedrängt werden. Das kann ernstlich niemand als „Chance“ bezeichnen.

Hier kann nur eine gerechtere Arbeitsverteilung durch Arbeitszeitverkürzung z.B. helfen, ebenso wie die Schaffung neuer Arbeitsplätze durch

Anmerkungen zum Übergang von der Arbeitsgesellschaft zur Freizeitgesellschaft

Einrichten alternativer Wirtschaftszweige. Nicht zuletzt muß eine Umschichtung der Haushaltsmittel von der Wahnsinnsrüstung zugunsten menschlicher Produktion erfolgen.

Nichtsdestotrotz gilt gleichfalls die in These II angesprochene historische Wahrheit, daß auf der Reflexionsebene eine Befreiung der Menschen vom Arbeitszwang allmählich Platz greifen muß. Freizeit und Muße sind nicht mehr nur als Erholungspause zum Zweck besserer Leistungsfähigkeit zu achten, sondern in ihrem Selbstwert für die menschliche Entfaltung zu nennen. Der *Abschied vom Arbeitsethos* ist angezeigt und damit das Willkommen für eine Freizeitgesellschaft. Philosophische Begründungen für die Arbeit als Wesen des Menschen sind überholt, und politische Aussagen wie etwa die aus dem Gothaer Programm von 1875 „Die Arbeit ist die Quelle allen Reichtums und aller Kultur“ sind zu schädlichen Aussagen geworden. Arbeitsfreie Zeit muß und wird gleichzeitig zum Lebensinhalt werden. Der von der abendländischen Ethik erzeugte Druck: wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen oder: wer nicht arbeitet, ist ein unnützes Mitglied der Gesellschaft, dieser Druck muß auch von Seiten der Ethik aufgehoben werden. Philosophie hat insofern die Aufgabe, am neuen Menschenbild der arbeitsfreien Gesellschaft mitzuwirken.

So tun sich vier Lösungswege auf:

1. Abbau des Makels von Arbeitslosigkeit und Wert der Arbeitsfreien ins Bewußtsein bringen, Erziehung zur möglichen Erfüllung von Freizeit, Wandel des Menschenbildes.
2. Menschlich sinnvolle und nicht entfremdete Arbeitsformen durch alternative Produktionsweisen bereitstellen: z.B. naturgerechte Industrien auf dem Energiesektor, im Verkehrswesen, bei der Abfallbeseitigung, eine natur- und gesundheitsgerechte Landwirtschaft, Konversion von Rüstungsbetrieben.
3. Verteilung der möglichen Arbeit auf alle.
4. Aufwertung geistiger Arbeit als lebensfördernder und Sinn entfaltender Tätigkeit. Aufwertung auch im rein materiellen Verstande: bessere Bezahlung geistiger Arbeit als bisher. Philosophisches und anderes geisteswissenschaftliches Tun nicht mehr als Luxus und gesellschaftlich unnützen Beruf klassifizieren, sondern ihnen eine in der Geldzuwendung ablesbare Bedeutung zukommen lassen. (Philosophielehrer an Schulen institutionalisieren, Philosophiedozenten an Hochschulen vermehrt einsetzen, Weltanschauungslehre als bezahlte Fächer in die Erwachsenenbildung aufnehmen). Die Verlagerung des Stellenwertes von sinnlicher

Manon Maren-Grisebach

sichtbarer Arbeit zu geistig innerer Arbeit muß Konsequenzen im öffentlichen Bildungsbereich nach sich ziehen.

# WIDER|SPRUCH

In: Widerspruch Nr. 7 (01/84) Abschied von der Arbeit? (1984),  
S. 12-21

Autor: *Peter Koslowski*

Artikel

**Peter Koslowski**

**Antworten zum Thema „Arbeitslosigkeit“**

Ich bedanke mich für Ihre Einladung, zu Ihren Fragen und Thesen zum Thema „Arbeitslosigkeit“ Stellung zu nehmen. Es sind wichtige Fragen, und ich freue mich, daß Ihre Zeitschrift dieses Problem aus philosophischer Sicht angeht.

I. Zur ersten Frage und These:

In dieser These sind einige Behauptungen über die soziale Wirklichkeit enthalten, die ich für unzutreffend halte. Einmal kann in einer Gesellschaft, die trotz sozialer Absicherung der Arbeitslosen das Arbeitslossein – zu Recht – als eine schwere persönliche und soziale Belastung ansieht; von einem „Ende der Arbeitsgesellschaft“ noch nicht die Rede sein. Wenn Arbeitslosigkeit auch bei sozialer Absicherung als Mangel und nicht als Chance empfunden wird, zeigt dies, daß Beschäftigung immer noch als der erstrebenswerte Zustand und die arbeitende Gesellschaft als der Normalfall gilt. Das „Ende der Arbeitsgesellschaft“ kann nicht als deskriptive Aussage verstanden werden, sondern nur als Aufforderung, das „unzeitgemäße“ Arbeitsethos aufzugeben.

Auch der Begriff Dauerarbeitslosigkeit läßt mich etwas ratlos. Können wir jetzt schon von Dauerarbeitslosigkeit als einer schicksalhaften und historisch neuen Situation sprechen? Dagegen erheben sich zwei Einwände, ein historischer und ein ökonomischer. Historisch ist einzuwenden, daß es immer wieder Phasen der Arbeitslosigkeit in der Geschichte

gegeben hat. Man denke nur an die enorme Arbeitslosigkeit unter dem städtischen Proletariat des antiken Rom, das durch Brot und Spiele befriedet wurde. Ursachen solcher Arbeitslosigkeit können auswärtige Eroberung oder plötzliche demographische Veränderungen wie ein rascher Anstieg der Bevölkerung sein. ökonomisch muß geklärt werden, welche Ursachen für unsere gegenwärtige Arbeitslosigkeit verantwortlich sind, und ob unter diesen Ursachen eine ist, die eine historisch neue Qualität von „Dauerarbeitslosigkeit“ bewirkt. Wenn man die Typen von Arbeitslosigkeit nach struktureller, konjunktureller und friktioneller Arbeitslosigkeit durchgeht, muß ein Teil der friktionellen und strukturellen Arbeitslosigkeit in einer hochentwickelten Volkswirtschaft als natürliche Arbeitslosigkeit angesehen werden. Die friktionelle Arbeitslosigkeit, die durch die Suchzeit nach einem geeigneten und angemessenen Arbeitsplatz bei einem Arbeitsplatzwechsel entsteht, ist in einer hocharbeitsteiligen und ausdifferenzierten Wirtschaft größer als in einer noch wenig entwickelten.

Dies gilt auch aufgrund der höheren Ansprüche der Arbeitenden an ihren Arbeitsplatz. Ebenso ist ein bestimmtes Ausmaß struktureller Arbeitslosigkeit durch die Umschichtungen zwischen florierenden und absterbenden Branchen einer Volkswirtschaft wegen technischem Fortschritt, neuen Gütern und Änderungen der Konsumentennachfrage unvermeidlich. Diese Art struktureller Arbeitslosigkeit tritt auch in sozialistischen Wirtschaften auf, wo sie allerdings durch die allgemeine Beschäftigungsgarantie individuell weniger sichtbar und spürbar wird. Das hat jedoch zur Folge, daß sie in sozialistischen Wirtschaften weniger schnell zu erkennen und zu bekämpfen ist, und daß dadurch Produktivitätsverluste durch das Nicht- oder zu spät Entdecken von versteckter Arbeitslosigkeit und damit Fehlallokationen von Ressourcen die Folge sind. Für marktwirtschaftliche Gesellschaften, die nicht produktiv einsetzbare Arbeitskräfte freisetzen, muß deutlich gemacht werden, daß das Arbeitsloswerden durch strukturelle Wandlungen nicht individuelles Verschulden bedeutet, und daß dieses Risiko daher durch die Solidargemeinschaft getragen werden muß. Es scheint mir für die psychische Situation vieler Arbeitsloser wichtig, daß die allgemeinwirtschaftlichen Ursachen von bestimmten Formen der Arbeitslosigkeit besser verstanden werden.

Neben den friktionellen und strukturellen Ursachen der Arbeitslosigkeit ist aber auch die Tatsache zu nennen, daß durch die verstärkte Frauenarbeit die Zahl der im Markt gegenüber den im Haushalt nicht marktmäßig

Beschäftigten zugenommen hat. Der Zuwachs der Frauen bei den abhängig Beschäftigten muß bei jeder Diskussion von „Dauerarbeitslosigkeit“ in Anschlag gebracht werden.

Bleiben zwei strukturelle Änderungen, die eine historisch neue Form von Arbeitslosigkeit hervorrufen können: Arbeitslosigkeit durch Rationalisierung und Arbeitslosigkeit durch Nachfrageausfall aufgrund einer säkularen Sättigung der Nachfrage. Die These von der Rationalisierungsarbeitslosigkeit ist umstritten.“, weil behauptet wird, daß Rationalisierung neue Arbeitsplätze dort schafft, wo die Maschinen für die Rationalisierung produziert werden. Dennoch kann hier der Saldo negativ und können mehr Arbeitsplätze vernichtet als neue geschaffen werden. Es ist jedoch festzuhalten, daß Rationalisierung eine Humanisierung der Arbeitswelt bedeuten kann, wenn eintönige Arbeit durch Roboter ersetzt wird.

Das Problem der Sättigung stellt in der Tat eine historisch einmalige Situation in den Ländern der 1. Welt dar, das noch nicht ausreichend erforscht ist. Hier sehe ich Chancen für eine Neuorientierung der Gesellschaft. Das Sättigungs- und Rationalisierungsproblem ändert aber die „Logik der Arbeitsgesellschaft“ nicht vollständig. Der These, daß diese Logik von „Arbeit schafft Wohlstand“ oder „Wirtschaftswachstum sichert Arbeitsplätze“ an ihr Ende gelangt sei, kann ich in dieser Pauschalität nicht zustimmen. Der Satz „Arbeit schafft Wohlstand“ ist tautologisch, wenn man Wohlstand als durch den Menschen geschaffenen Reichtum bestimmt, und als Tautologie immer wahr. Er bleibt aber auch im nichttautologischen Sinn wahr, weil Arbeit die Ursache größerer Wohlfahrt ist, und wenn berücksichtigt wird, daß unser gegenwärtiges Niveau der Konsumsättigung, der Rationalisierung der Produktion und der Volkswohlfahrt nur durch eine große geistige Anstrengung erhalten werden kann, zumal dann, wenn man die Umweltbelastung dieses Wohlstandsniveaus allmählich reduzieren will.

Ein hohes Niveau in Technik, Wissenschaft, Kunst, Philosophie und wirtschaftlicher Organisation zu erhalten, ist fast so schwierig, wie es zum ersten Mal zu erreichen und neu zu schaffen. Die Fähigkeiten einer Gesellschaft müssen in jeder Generation neu erlernt und erworben werden, weil die lamarckistische Evolution durch Lernen leider nicht genetisch vererbt wird. Insofern sehe ich keine Möglichkeit, das Arbeitsethos für obsolet zu erklären. Entsprechendes gilt auch für die rationalisierte Produktion. Die Rationalisierung befreit uns nicht von der Arbeit, sondern von der langwierigen und schweren körperlichen Arbeit. Die Anforderungen an Konzentration, Präzision und Zuverlässigkeit der Arbeit

nehmen in der rationalisierten Produktion zu, ihre Dauer und körperliche Anstrengung dagegen ab. Es stellt sich heute ein neues Problem in bezug auf das Verhältnis von Arbeits- und Freizeitethos, weil die Freizeit zunimmt, nicht aber die Frage eines Endes des Arbeitsethos.

Widersprüchlich scheint mir auch der Satz zu sein, die „Arbeitslosigkeit und die allgemein sinkende 'Lebensqualität' drückten gewissermaßen die Insurrektion der Natur gegen die Vergewaltigung durch den Menschen aus“. Wenn die Arbeitslosigkeit das Ende der Arbeitsgesellschaft anzeigt, ist ihre Wirkung auf die Lebensqualität zweideutig. Die Arbeitslosigkeit ist dann auch Befreiung von der Arbeit. Wie uns aber die Natur gerade durch die Befreiung von der Arbeit ihre Insurrektion zeigen soll, ist mir nicht recht erfindlich. Ich sehe die Rache der Natur eher in Not und Umweltkatastrophen. Zum anderen verstehe ich das Verhältnis von Arbeit und Natur nicht als ein kontradiktorisches, sondern versöhnbares. Es ist Mode geworden, den Begriff der Naturbeherrschung einseitig als Gewaltausübung zu interpretieren. Ursprünglich lautet als biblische Auftrag, der in diesem Zusammenhang oft zitiert wird, sich die Erde untertan zu machen. Dies heißt nicht, die Erde mit Gewalt kaputtzumachen, sondern sie mit Vernunft und Arbeit zu veredeln und zu humanisieren, ihr ein guter Herrscher zu sein. In diesem Sinn halte ich den Auftrag nach wie vor gültig, weil ich von der ursprünglichen Gutheit der Natur nicht überzeugt bin, sondern eher die These, daß die Natur gefallen und dem Menschen gegenüber abweisend ist, plausibel finde. Arbeit in und an der Natur heißt dann, eine an der Natur heißt dann, eine Mitte zu finden zwischen der Feindschaft zur Natur und der mythologischen Hoffnung, das mimetische Waltenlassen der Natur würde uns von allen Lasten der Rationalität und Arbeit befreien. Nochmals: diese These ist widersprüchlich. Wenn das Arbeitsprinzip tatsächlich Machtstreben und Vergewaltigung der Natur ist, dann wird uns die Natur nicht zur Freiheit von der Arbeit befreien. So glimpflich für uns würde ein Aufstand der Natur nicht ausgehen. Ihre Insurrektion würde ganz andere und schrecklichere Folgen haben.

Die Formulierung der These ist mir aber auch zu mythologisch, weil sie der Natur eine Persönlichkeit zumißt, die sie nicht hat. Der neue Mythos der Natur verstellt das Problem mehr als er es erhellt. Die Dialektik von Rationalität und Versöhnung mit der Natur kann nicht jenseits von Arbeit und Vernunft, sondern nur in vernünftiger Praxis ihre Lösung finden. Daher meine ich, daß zwei Aspekte des Rationalitätsproblems in dieser Situation gefordert sind. Einmal müssen wir uns um vernünftige

Praxis in bezug auf unsere Konsumnachfrage und unsere Präferenzen für Muße und Einkommen bemühen. Wir sind gefordert, die Vernünftigkeit unserer Nachfrage nach umweltschädlichen Konsumgütern und „gadgets“ zu überprüfen und zu anderen Güterarten wie Freizeit, Kunst und Philosophie überzugehen. Der andere Aspekt des Rationalitätsproblems betrifft die Produktionsseite. Die Güter, die wir haben wollen, müssen nach wie vor so effizient wie möglich in bezug auf alle Kosten, in bezug auf Arbeits-, internalisierte Umwelt-, Energie- und Rohstoffkosten produziert werden. Hier ist instrumentelle, organisatorische und praktische Vernunft gefordert. Das Umweltproblem entlastet uns nicht vom Arbeits- und Rationalitätsethos, sondern erfordert im Gegenteil dessen Verstärkung und Verbesserung in bezug auf eine größere Inklusion von Wirkungen und Nebenwirkungen unseres Handelns. Hier sehe ich auch die Chancen neuer, naturnäherer oder „listigerer“ Technologien.

Natürlich kann man in einem großangelegten, kosmologisch-ontologischen Pauschalangriff die ganze Geschichte der Rationalität als Verhängnis und Irrweg ansehen, der aus dem Haus des Seins und der Einheit mit der Natur geführt habe. Dann muß man aber auch bereit sein, die Kosten an Humanität zu tragen, die für die Rückkehr zum Mythos zu begleichen sind. Diese werden sicherlich nicht in Arbeitslosigkeit und „sinkender Lebensqualität“ bestehen, sondern in einer Welt, in der es Lebensrecht nur für sehr viel weniger Menschen geben wird und in der das Leben kurz und hart sein wird ohne Gnade für Schwache, Kranke, Alte und Arbeitsunfähige. (Vgl. M. Sahlins: *Stone Age Economics*).

## II. Zur zweiten Frage:

Die Freisetzung des Menschen vom Zwang zu ständiger körperlicher Arbeit durch Rationalisierung von Produktion und Organisation ist in der Tat eine neue Chance zur menschlichen Selbstverwirklichung. Ich sehe diese Chance allerdings weniger in der Befreiung von Arbeit, als in der Befreiung zur sinnvollen Arbeit, von der Fron der körperlichen zur Freiheit der schöpferischen Arbeit. Eine vollständige Befreiung von der Arbeit, d.h. von ernster, planender, verwirklichender und verantwortlicher Auseinandersetzung mit der Natur und den Mitmenschen kann ich nur als Horrorvision ansehen. Sie überfordert den Menschen, weil sie ihn der folgenlosen und unverbindlichen Beliebigkeit überläßt, mit der er nicht fertig werden kann. Einmal liegt ihr ein falscher Begriff von Freiheit als bloßer Wahlfreiheit und Beliebigkeit des Tuns zugrunde, der die Herausbildung einer freien Persönlichkeit am anderen der Freiheit, an

der Umwelt und Gemeinschaft, zum beliebigen Wählenkönnen von folgenlosen Beschäftigungen oder Hobbys reduziert. Zum anderen geht die Utopie der „Arbeitslosigkeit“ des Menschen an dem Faktum vorbei, daß der Mensch das Tier ist, das sich langweilt (W. Sombart). Für den Menschen hat die Welt ohne Arbeit nicht genügend Bedeutung. Er kann nicht leben wie ein Tier, weil nur eine Welt mit Symbolen und sozialer Sinn für seine Vernunft überhaupt genügend Bedeutung haben kann (Levi-Strauss). Ohne diesen sozialen Sinn sind ihm die Welt und sein Leben zu bedeutungslos. Die Bedeutsamkeit der Welt ist aber nur durch Arbeit oder ernsthafte Bemühung zu schaffen. Selbst wenn die Utopie der Befreiung von der Arbeit wirtschaftlich möglich wäre, bliebe das Sinnproblem bestehen. Weil Sinnggebung auch wieder nur durch Arbeit möglich ist, kann ich der These, daß „die Befreiung des Menschen von der Arbeit die Chance zur Sinnggebung, Freizeit und Muße und damit zu seiner Selbsterfüllung biete“, nicht zustimmen. Bloße Freizeit ohne sinnvolles Tätigsein ist das Gegenteil von Selbsterfüllung. Es ist bemerkenswert, daß seit Aristoteles das Wesen des Menschen als „energeia“, als tätiges Verwirklichen der Vernunftnatur bestimmt wird. Man kann darüber streiten, ob man Praxis mit Arbeit gleichsetzen kann. Sicherlich kann man Praxis jedoch nicht völlig von Arbeit trennen und als beliebige Freizeitbeschäftigung oder Hobby begreifen. Der Zusammenhang von Beruf und Berufung muß auch in einer Gesellschaft erhalten bleiben, in der die Auseinandersetzung mit der Natur an Schärfe verloren hat, ja vielleicht bietet eine solche Gesellschaft erst die Möglichkeit, diesen Zusammenhang mehr Menschen zu ermöglichen.

Der Mensch erträgt es nicht, untätig zu sein. Im Mittelalter galt die Untätigkeit, die „acedia“, als ein Laster und eine Krankheit, besonders als eine Mönchs- und Philosophenkrankheit. Später trat neben die Bedeutung der Untätigkeit diejenige der Traurigkeit und Schwermut. Diese Äquivokität der acedia als Untätigkeit und Traurigkeit wirft ein Licht auf unser Problem. Eine Welt ohne Arbeit kann sehr traurig werden, weil sie eine Welt ohne Zukunftsperspektive ist. Für das Leben des Menschen ist die Richtung der Veränderung seiner Lebensperspektive von besonderer Bedeutung. Jemand, der zu Beginn seines Lebens spirituell und wirtschaftlich sehr reich ist und dann immer ärmer wird, findet sich in einer schlechteren Lebenssituation als jemand, der zu Beginn arm ist und immer reicher wird auch dann, wenn die Gesamtsumme des Reichtums im Lebensablauf bei beiden dieselbe ist. Was für Individuen gilt, trifft auch für Nationen zu: nicht das Reich-Sein, sondern das Reich-Werden ist das eigentli-

che Vergnügen. So gesehen kann das volkswirtschaftliche Phänomen der Sättigung einer Wirtschaft mehr zum Problem als zur Chance werden. Da ich aber der Meinung bin, daß die Aufrechterhaltung der Sättigung, der Umweltschutz und die Beseitigung der Schäden an natürlicher und sozialer Umwelt aus den letzten Jahrzehnten sowie die Probleme des wirtschaftlichen Ausgleichs zwischen der Ersten, Zweiten und Dritten Weit uns hinreichend beschäftigen werden, um ein Leben ohne Arbeit auszuschließen, überwiegen für mich die Chancen der gegenwärtigen wirtschaftlichen Situation. Die Arbeitslosigkeit wird uns zu einer Umverteilung der Arbeit auf mehr Menschen *und* zugunsten von Freizeit zwingen. Das Arbeitstempo wird dadurch reduziert werden und vielleicht auch der Konkurrenzdruck zwischen den Individuen. Arbeit wird einen stärker spielerischen Charakter annehmen können. Mit der Vermehrung der Freizeit werden Kunst, Spiel, Wissenschaft und Spiritualität einen wichtigeren Ort in unserem Leben einnehmen. Dies ist eine besondere Chance für die Philosophie und Religion. Eine solche Entwicklung kann das Ende .der Moderne als einer Gesellschaft, die primär durch die Wirtschaft bestimmt wird, bedeuten und die Rückkehr zu einer religiös-spirituell-künstlerisch bestimmten Gesellschaft ermöglichen. {Vgl. auch meine Arbeit *Gesellschaft und Staat*, Stuttgart: Klett-Cotta 1982.) Ohne Arbeit und Wirtschaft wird auch eine solche Gesellschaft nicht leben können, aber Arbeit wird in ihr eine spiritueller“, und spielerische Form haben. Philosophie und Religion leisten die Sinnorientierungen des Menschen, so er sich nicht in Produktion und Konsum verliert. Wenn der Druck des Produktionsproblems nachläßt, wird die Freiheit zur Theorie und Spiritualität größer. So steht die Stunde der Philosophie noch bevor. Ihre Tradition des Bios theoretikos wird sich vielleicht in dieser historischen Epoche ihres esoterischen Charakters entledigen und zu einer exoterischen Lebensform werden. Wenn das philosophische Leben nicht zum allgemeinen wird, so kann es doch die Existenz des homo oeconomicus in eine sozial wirksame Mischform aus tätigem und spirituellen Leben transformieren. In diesem Sinne ist die gegenwärtige wirtschaftliche Lage eine Chance, zur menschlichen Selbstverwirklichung nicht als Befreiung von der Arbeit, sondern als Befreiung zur eigentlichen menschlichen Tätigkeit.

Was folgt daraus praktisch? Zuerst müssen die Wahlmöglichkeiten zwischen Freizeit .und Arbeitszeit verbessert werden. Dann halte ich eine Verkürzung der Lebens- und Wochenarbeitszeit für nötig, wobei auch hier individuelle Entscheidung möglich sein sollte. Ein voller Lohnaus-

gleich für die Arbeitszeitverkürzung scheint mir allerdings ökonomisch undurchführbar zu sein. Er würde das Ziel der Arbeitsumverteilung in Frage stellen, weil der Arbeitsdruck zur Produktivitätssteigerung in der verkürzten Arbeitszeit zunehmen, die Arbeitsproduktivität auch tatsächlich wachsen und so der Beschäftigungseffekt aufgehoben oder stark abgeschwächt wird. Sinnvoller scheint es mir, den Lohnverlust aus verkürzter Arbeitszeit durch die bei der Arbeitslosenversicherung eingesparten Gelder auszugleichen. Eine weitere praktische Folgerung ist, daß Produktionsformen erforscht und erprobt werden müssen, die die Sinn- und Kommunikationsbedürfnisse in der Arbeit besser erfüllen. Solche Arbeitsformen können Formen selbständiger oder genossenschaftlich organisierter Arbeit und solche sein, die die Trennung von Freizeit und Arbeit, Wohnung und Betrieb, Konsumfinalität und Selbstzwecklichkeit von Arbeit abschwächen oder aufheben. Modelle dieser Art sind alle Formen religiös motivierter Gemeinschaftsarbeit (Klöster) oder Formen der „Gegenwirtschaft“ (z.B. „Netzwerk Berlin“). Schließlich eine wirtschaftspolitische Folgerung: In einer zunehmend reicheren Gesellschaft verschiebt sich die Massennachfrage entsprechend den Veränderungen der Nachfrage, wie sie bei wohlhabender werdenden Individuen beobachtbar ist: von inferioren zu superioren Gütern. Mit zunehmender materieller Sättigung werden sich die Bedürfnisse vom Konsum, industrieller Massengüter zum Konsum kultureller und anderer superiorer Güter, aber auch zur verstärkten Präferenz für Freizeit hinbewegen. Die staatliche Wirtschaftsförderung muß dieser Entwicklung entsprechen und auch Wirtschaftszweige fördern, die die wachsenden Bedürfnisse nach kulturell und ästhetisch verfeinerten Gütern befriedigen zumal diese arbeitsintensiver sein können als industrielle Güter und somit eine höhere Absorption von Arbeitskräften aufweisen. Wir können uns in einer reichen Gesellschaft nicht mehr so verhalten, als ob wir noch arm wären, und ausschließlich in Kategorien industrieller Massenfertigung, die einer frühindustriellen Phase angehören, denken. Der Staat könnte beispielsweise einem weit verbreiteten Bedürfnis nach einer ästhetischen Verschönerung unserer Bauten und Plätze entsprechen und Beschäftigung nach Art der alten Dombauhütten schaffen, anstatt unnötige Autobahnen zu bauen. Die staatliche Wirtschaftsförderung muß der Veränderung der Bedürfnisstruktur durch materielle Sättigung und der Entwicklung zu superioren Gütern entsprechen.

# WIDER|SPRUCH

In: Widerspruch Nr. 7 (01/84) Abschied von der Arbeit? (1984),  
S. 22-44

Autoren: *Ralph Marks/Alexander v. Pechmann/Elmar Treptow*  
Artikel

**Ralph Marks /  
Alexander v.  
Pechmann / El-  
mar Treptow**

**Ende der „Arbeitsgesellschaft“. Eine  
Skizze**

Der folgende Artikel ist das Resultat einer langen und u.E. schließlich doch fruchtbaren Diskussion über die sog. „Arbeitsgesellschaft“, über den Begriff der Arbeit und über die verschiedenen Bewertungen ihrer Bedeutung für das menschliche Leben. Manche Selbstverständlichkeiten, aber auch vorschnelle Einfälle und Überlegungen sind dabei geprüft worden und auf der Strecke geblieben. Wir haben versucht, alle relevanten Positionen, die zu diesem Thema der Zukunft der „Arbeitsgesellschaft“ formuliert wurden, in die Diskussion miteinzubeziehen und einer kritischen Reflexion zu unterziehen.

Unser Anliegen ist sowohl mit dieser Skizze als auch mit der gesamten Nummer, unter unseren Lesern eine Diskussion über die Perspektiven des Einzelnen in dieser Gesellschaft als auch des ganzen Gesellschafts-systems anzuregen. Wir legen hiermit einen gemeinsamen Versuch vor, der in vielem unausgeführt bleiben mußte und daher sicherlich Miß-verständnisse nicht ausschließen wird, den wir damit aber auch der erwünschten Kritik aussetzen wollen.

*Die „Arbeitsgesellschaft“*

In der Diskussion um die Grundlagen und die Perspektiven unserer Gesellschaftsordnung hat der Begriff der „Arbeitsgesellschaft“ die heiß-umstrittene Alternative der späten 60er Jahre: „Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft“ weitgehend abgelöst. Angesichts der vielen konkreten Probleme, der wachsenden Umweltzerstörung, der Energiekrise,

## Ende der Arbeitsgesellschaft. Eine Skizze

der Arbeitslosigkeit etc., verlor die Diskussion um die begriffliche Klärung in den Sozialwissenschaften an Bedeutung; das Interesse konzentrierte sich zunehmend auf die praktischen Probleme der Bewältigung der Folgen des technisch-industriellen Fortschritts, und in den Mittelpunkt der Auseinandersetzung trat die Frage, ob nicht unser Arbeitssystem selbst die Ursache der vielfältigen Krisenerscheinungen sei, ob daher nicht der einzige Ausweg im Ausstieg aus der „Arbeitsgesellschaft“ und im Einstieg in die „Freizeitgesellschaft“ zu finden sei.

Da wir meinen, daß diese Begriffe wegen ihres hohen Abstraktionsgrades einerseits, ihrer scheinbaren Anschaulichkeit andererseits sehr mißverständlich sind, möchten wir zunächst den Begriff der „Arbeitsgesellschaft“ im Hinblick auf seine historische Bedeutung präzisieren. Mit diesem Begriff wird eine Epoche der Menschheitsgeschichte abgesteckt, die, mit zeitlicher Verschiebung bis in unser Jahrhundert hinein, sämtliche Gesellschaften und Nationen erfaßt hat. Diese Epoche zeichnet sich dadurch aus, daß sie die ökonomischen, sozialen und politischen Strukturen grundlegend umgewälzt hat. Die Landwirtschaft und das Handwerk verloren ihre ökonomische Vorrangstellung zugunsten der Fabrik und der *Industrie*; der Reichtum eines Landes wurde nicht mehr an der Fruchtbarkeit des Bodens und an den handwerklichen Fähigkeiten, sondern an der Produktivität der Industrie gemessen. An die Stelle des Bauern und Handwerkers trat der Arbeiter als Produzent des gesellschaftlichen Reichtums, und die Herrschaft des Adels wurde durch die des Bürgertums abgelöst. Aus den Feudalreichen entstanden organisierte Nationalstaaten.

In der ethisch-rechtlichen Bewertung der menschlichen Tätigkeit ersetzte das *Arbeitsethos* die vormaligen und weitergefaßten praktischen Tugenden. An die Stelle des mittelalterlichen Ideals eines dem göttlichen Kosmos eingegliederten, glückseligen Lebens trat die Vorstellung eines an der Rastlosigkeit industrieller Produktion orientierten, fortwährenden Glückstrebens. Noch bis in unsere Zeit hinein spiegelt die Auseinandersetzung um die Anzahl der (religiösen) Feiertage und der (weltlichen) Werkstage jenen Kampf des Ethos der modernen Arbeitsgesellschaft mit den Glückseligkeitsvorstellungen der alten bäuerlich-kleinstädtischen Sozialordnung wider<sup>1</sup>.

---

<sup>1</sup> „Da ist die protestantische oder Werktaglinie des immer strebenden Bemühens; steht sie der kapitalistischen Tüchtigkeit nicht fern, so kommt sie doch aus deren besseren Zeiten ... Daneben oder darüber aber läuft die Sonntaglinie, eine katholi-

Bei aller entgegengesetzten Interessenslage wurden die beiden sozialen Klassen, die auf dem Boden der Industrialisierung entstanden sind, durch die Arbeit zusammengehalten. Während der Arbeiter arbeiten mußte, um leben zu können, brauchte der Eigentümer der Fabriken die lebendige Arbeit, um sein eingesetztes Kapital zu verwerten. Die Arbeit erschien sosehr als die *ultima ratio* der Gesellschaft, daß nicht die Arbeits-, sondern die Eigentumsfrage im Mittelpunkt der Klassenausinandersetzungen stand. Sollten die Resultate der Arbeit dem Eigentümer der Produktionsmittel oder den Produzenten selbst gehören? Die Notwendigkeit der Arbeit selbst schien unbestritten; sie wurde zum Bezugspunkt der sozialen und physischen Existenz des modernen Menschen.

Was es nach unserer Auffassung also erlaubt, die hinter uns liegende Epoche als „Arbeitsgesellschaft“ zu charakterisieren – wenngleich in jeder Epoche der Menschheitsgeschichte gearbeitet wurde –, ist die Tatsache, daß sich mit der Entwicklung der großen Industrie zugleich die Arbeit von jedem konkreten Inhalt emanzipiert hat. Die Bindung des arbeitenden Menschen an den Boden oder an ein bestimmtes Handwerk wurde mit der Beseitigung der Leibeigenschaft und des Zunftwesens aufgehoben, – es entstand der freie Lohnarbeiter. Es zählte nicht mehr die an den jeweiligen Bedürfnissen orientierte, konkrete Hand- und Landarbeit, sondern nur noch die Verausgabung von „*Arbeit überhaupt*“<sup>2</sup>, die ihr einziges Maß in der Arbeitszeit hatte.

### *Die Krise der Arbeitsgesellschaft*

Seit der Mitte dieses Jahrhunderts ist die Arbeitsgesellschaft weltweit in die Krise geraten. Massiv treten jetzt die negativen Folgen einer einseitig an der Arbeit orientierten Gesellschaft hervor: wachsende Armut und Verelendung in aller Welt, Rohstoffverknappung, Umweltverschmutzung, langfristige Schäden des „Ökosystems“, Beeinträchtigungen der Gesundheit, zunehmende Streßerkrankungen und Suchtabhängigkeiten haben die Lebensqualität insgesamt sinken lassen und zur Verunsiche-

---

sche, auch wo keine Katholiken sie verfolgt haben; auf ihr gilt der alte Primat der Beschauung und Vision, der *fruitio veritatis* als des höchsten Gut.“ (Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*, Frankfurt/Main 1977, S.1121). – „Zeit zu menschlicher Bildung, zu geistiger Entwicklung, zur Erfüllung sozialer Funktionen, zu geselligem Verkehr, zum freien Spiel der physischen und geistigen Lebenskräfte, selbst die Feierzeit des Sonntags und wäre es im Lande der Sabbatheiligen reiner Firtelfanz!“ (Karl Marx, *Das Kapital* I, Berlin 1971, S.280)

<sup>2</sup> K. Marx, *Grundrisse*, Frankfurt/Main, S.24.

rung über die Perspektiven sowohl der Gesellschaft als auch der Einzelnen geführt.

Wir meinen nun, daß sich all die vielfältigen Krisensymptoms auf drei Dilemmata der Arbeitsgesellschaft zurückführen lassen, die erstens den ökonomischen Reproduktionsprozeß des Menschen, zweitens den ökologischen Austausch des Menschen mit der Natur und drittens die geistig-ideologische Orientierung des Menschen betreffen.

### *1. Das ökonomische Dilemma:*

Bislang galt es als unumstößlicher Grundsatz der Arbeitsgesellschaft, daß die Arbeit für den Menschen die Quelle und die Grundlage seiner Lebenssicherung und -erhaltung sein solle<sup>3</sup>. Zwischen der Arbeitsleistung und dem Lebensunterhalt sollte ein solches Verhältnis bestehen, daß sich seine Bedürfnisse umso besser befriedigen lassen, je mehr Arbeit von ihm geleistet wurde. Konsequenterweise wurde daher die Armut als Folge der Arbeitslosigkeit und diese wiederum als Auswirkung des Mangels an genügend Arbeit verstanden. Die Vollbeschäftigung betrachtete man folglich als den entscheidenden Hebel zur Lösung der sozialen Frage.

Der Streit zwischen den verschiedenen ökonomischen und politischen Richtungen und Parteien ging nicht um die Frage, ob es denn richtig sei, die Arbeit über das Einkommen und damit über den Lebensunterhalt bestimmen zu lassen, sondern darum, auf welchem Wege die Arbeit für alle zu garantieren sei. Sollte der Markt, Angebot und Nachfrage, für die Bereitstellung von Arbeitsplätzen sorgen, wie es die Liberalen anstrebten? Oder sollte der Staat, sei es als Investor oder als Eigentümer, die Arbeitsplatzgarantie übernehmen, wie es Sozialdemokraten und Sozialisten forderten? Auch wenn sie sich – berechtigt oder unberechtigt – gegenseitig Unfähigkeit in der Herstellung der Vollbeschäftigung vorwarfen, so stimmten sie doch in dem Grundsatz überein, daß die Arbeit die Basis des Einkommens bilden sollte.

Dieser Grundsatz hat sich jedoch in letzter Zeit als zunehmend fragwürdig erwiesen; denn er setzt stillschweigend voraus, nicht nur, daß die Arbeit die Quelle des *Reichtums* ist, sondern daß dieser Reichtum die einzige Konsequenz der Arbeit ist. Nun hat sich jedoch in den vergangenen Jahren zunehmend gezeigt, daß die Arbeit offenbar noch eine andere

---

<sup>3</sup> „Ein Mann muß stets durch seine Arbeit leben, und sein Lohn muß mindestens genügend sein, um ihn zu erhalten.“ (Adam Smith, *Natur und Ursachen des Volkswohlstandes*, Berlin 1882, S.72)

Qualität besitzt, als den Reichtum zu produzieren, nämlich diejenige, sich durch sich selbst wegzurationalisieren, sich überflüssig zu machen, d.h. *freie Zeit* zu produzieren. Denn die in den letzten Jahren entstandene Arbeitslosigkeit in unserer Gesellschaft ist ja keineswegs der Ausdruck der Unterentwicklung unserer Wirtschaft, die durch die Schaffung von Arbeitsplätzen behoben werden könnte, sondern im Gegenteil das Resultat ihrer „Überentwicklung“. Damit aber entsteht ein Dilemma, für das wir innerhalb der Arbeitsgesellschaft keine Lösung sehen. Hält man einerseits am Grundsatz fest, daß das Einkommen von der geleisteten Arbeit abhängen solle, hat jedoch andererseits die Arbeit ihre eigene „Freisetzung“ zur Folge, dann entsteht das Paradoxon, daß gerade jener Grundsatz es zunehmend verhindert, Einkommen zu erhalten. Je mehr gearbeitet wird, desto mehr Arbeit wird freigesetzt und desto geringer wird folglich das Einkommen, das ja an die geleistete Arbeit geknüpft ist. Die Arbeitsgesellschaft produziert mit und durch den Reichtum Freizeit, die sich als Arbeitslosigkeit darstellt, und der Vorknüpfung von Arbeit und Einkommen wegen das soziale Problem der Einkommensverluste und damit der Verarmung zur Folge hat. Sie gleicht strukturell einem positiven Rückkoppelungssystem, das, indem es die Störung „Arbeitslosigkeit“ zu beseitigen versucht, diese zugleich verstärkt. An dieser Fehlsteuerung, so scheint es, krankt jede Politik, die in der Logik der Arbeitsgesellschaft darauf abzielt, durch die Schaffung neuer Arbeitsplätze das soziale Problem der Arbeitslosigkeit zu beheben.

## *2. Das ökologische Dilemma:*

Mit der Entwicklung der Arbeitsgesellschaft ging eine Veränderung des Verständnisses und des Umgangs mit der Natur einher, die diese aus einem selbständigen Kosmos in ein riesiges „Schlachtfeld der Produktion“ umwandelte. Die Natur wurde nicht mehr als ein geordnetes Ganzes betrachtet, sondern zum einen als ein rein kausaler Wirkungsmechanismus, dessen Erkenntnis die Voraussetzung der Produktion war, und zum anderen als das materielle Substrat der Realisierung menschlicher Zwecke. Sie verlor so ihre Selbständigkeit und wurde als Produktionsmittel der Herrschaft des Menschen untergeordnet. Der industrielle Fortschritt aber erschien als der schlagende Beweis der unbeschränkten Verfügbarkeit des Menschen über die Natur so wie ihrer prinzipiellen Botmäßigkeit gegenüber dem Menschen.

Hier, im Verhältnis Mensch-Natur, haben sich grundlegende Veränderungen ergeben, die es scheinen lassen, als vergelte die Natur nachträg-

lich das ihr durch die Industrialisierung angetane Unrecht, indem sie den Menschen durch die sinkende Lebensqualität straft. Den Kern des gestörten Verhältnisses des Menschen zur Natur sehen wir jedoch nicht im Mythos der strafenden Gottheit, sondern in der Mißachtung des inneren Zusammenhangs des Austauschprozesses des Menschen mit der Natur. Was nämlich auf der einen Seite als Verwirklichung menschlicher Zwecke in der *Produktion* von Gebrauchswerten erscheint, ist auf der anderen Seite des Mensch-Natur-Verhältnisses die *Konsumtion*, der Verbrauch und damit die Vernichtung der naturgegebenen Rohstoffe, indem sie in menschengemachte Produkte umgewandelt werden. Und da wir in einer natürlichen Umwelt leben, die zum einen auf bestimmten vorgegebenen, von uns nicht selbst gewählten Bedingungen beruht (Zusammensetzung der Atmo- und Biosphäre, Qualität und Quantität der Energie und Rohstoffträger etc.), die zum anderen dennoch in und durch die Produktion fortwährend umgewandelt und damit als solche zerstört wird, so bewegt sich unser Vermittlungsprozeß mit der Natur in dem ständigen Widerspruch, das wir das zerstören, was wir zugleich brauchen<sup>4</sup>.

Solange jener Aspekt der Vernichtung naturgegebener Stoffe zu vernachlässigen war, weil die Natur uns mit genügend „Proviand“ versehen hatte<sup>5</sup>, brachte die einseitige Betonung der Produktion jenen ungeheueren Produktivitätsfortschritt mit sich, wie er innerhalb jener alten Gesellschaft und ihrer Kosmosvorstellung undenkbar gewesen wäre. Sobald jedoch die Erweiterung der industriellen Produktion einen Umfang erreicht hat, der die naturgegebenen Voraussetzungen, auf denen sie beruht, zerstört, entzieht sich die Produktion ihr eigenes Fundament und wird damit 'kontraproduktiv'. Der Umfang der Produktion findet, weil er auf gegebenen Bedingungen beruht, eine *objektive Grenze*, jenseits derer sie selbstzerstörerisch wirkt.

Das ökologische Dilemma besteht nun unserer Auffassung nach darin, daß die Arbeitsgesellschaft unter dem inneren Zwang zur Erweiterung der Produktion steht, die gleichsam ihr Wesen ausmacht, daß sie damit jedoch zugleich die Bedingungen ihrer Verhinderung mitproduziert. Das Produktionssystem steuert in seinem Wachstum einem Punkt zu, wo es

---

<sup>4</sup> vgl. Manon Maren-Grisebach, Anmerkungen ..., S.1

<sup>5</sup> „Die Erde (worunter ökonomisch auch das Wasser einbegriffen) , wie sie den Menschen ursprünglich mit Proviand, fertigen Lebensmitteln ausrüstet, findet sich ohne sein Zutun als der allgemeine Gegenstand der menschlichen Arbeit vor.“ (K. Marx, Kapital I, a.a.O., S. 193)

in sich zusammenbrechen wird; es gleicht einem katastrophischen Wachstumssystem, das mit seiner Vermehrung die Bedingungen seiner Vermehrung und damit sich selbst vernichtet.

### *3. Das ideologische Dilemma:*

Innerhalb der Arbeitsgesellschaft bildet die Kategorie der Arbeit nicht nur das entscheidende Prinzip der Lebenssicherung und -erhaltung des Menschen sowie seines Verhaltens gegenüber der Natur, sondern ist auch auf den ethisch-praktischen Bereich der Handlungsorientierung und der Sinnggebung des menschlichen Lebens bezogen. Durch die Arbeit sollte der Mensch nicht nur sein Einkommen erwerben, sondern in ihr auch seine Fähigkeit entfalten, seine Kenntnisse und Erfahrungen erlangen und zum sozialen Wesen, zum Mitglied der Gesellschaft, zum Menschen überhaupt, werden. Der Arbeitsbereich wurde als der produktive und vergesellschaftete Lebens teil des Menschen angesehen, während der Freizeitbereich als der unproduktiv-konsumierende und nicht-soziale, individuelle Teil des Lebens betrachtet wurde, dessen Funktion die Wiederherstellung der im Arbeitsprozeß verbrauchten Kräfte sein sollte. Die Nicht-Arbeit galt als für sich wertloser Müßiggang, der die Fähigkeiten des Einzelnen sinn- und nutzlos verschwenden würde: 'Müßiggang sei aller Laster Anfang'.

Auch hier, in der Bewertung der Arbeit als sinnstiftendem Element, hat sich ein tiefgehender Wandel vollzogen. Stand noch einige Jahre zuvor die Arbeit an der Spitze der wichtigsten Dinge im Leben, so rückte sie, laut Umfrage, in der letzten Zeit hinter die Familie, Freizeit und Freundschaft an die vierte Stelle<sup>6</sup>. Die Entstehung von Bürgerinitiativen, die Ausweitung der Freizeitsindustrie und -kultur, die Existenz neuer Lebensformen, sozialer Bewegungen und Parteien weist darauf hin, daß dieser „Wertwandel“ keine bloß konjunkturelle Modeerscheinung ist, sondern eine qualitative Veränderung des Bewußtseins, der Sinnggebung und Handlungsorientierung zum Ausdruck bringt. Der Arbeitsprozeß wird zunehmend als frustrierend und sinnentleert erfahren; die Befriedigung der Bedürfnisse nach Selbstbestimmung, Mitwirkung, nach sozialem und

---

<sup>6</sup> vgl. Arbeitsgruppe am Institut für Soziologie der Universität Münster, Die Krise des Sozialstaates und die Soziologie. Thesen zum Soziologentag 1982 in Bamberg unter dem Titel „Krise der Arbeitsgesellschaft“. In: Blätter für deutsche und internationale Politik, Köln 1982, S.1122 ff.

kulturellem Leben verlagert sich vom Arbeitsbereich in andere Gebiete, wie Familie, Alternativprojekte, Freizeit etc.

Das ideologische Dilemma sehen wir nun darin, daß die Arbeitsgesellschaft einerseits das Arbeitsethos als subjektive Bedingung und Notwendigkeit des hochkomplexen und spezialisierten Produktionsprozesses nicht aufgeben kann, und doch andererseits fortwährend das Bedürfnis nach sinnvoller Freizeit hervorbringt. Da und solange der Arbeitsprozeß als sinnentleert erfahren wird, die sinnerfüllende Freizeit jedoch auf jenen (sinnentleerten) Arbeitsprozeß bezogen bleibt, stehen beide in einen einander ergänzenden und doch ausschließenden Gegensatz. Die Arbeitsgesellschaft bringt das „Freizeitethos“ hervor, ohne das „Arbeitsethos“ aufgeben zu können.

Zusammenfassend möchten wir also festhalten: Die Arbeitsgesellschaft bewegt sich in dem Dilemma, daß sie selbst Verhältnisse hervorbringt, die ihre eigenen Grundlagen zerstören: sie schafft durch die Produktion des Reichtums wachsende Verarmung, vernichtet im Arbeitsprozeß die objektiven Bedingungen ihrer Existenz und zerstört das Ethos, auf dem sie gleichwohl beruht.

#### *Der Ursprung der Krise der „Arbeitsgesellschaft“*

Um dem Ursprung der drei dargestellten Dilemmata nachzugehen, möchten wir uns zunächst dem bislang nicht präzisierten Begriff der „Arbeit“ und seiner Doppeldeutigkeit zuwenden, die er im Konzept der „Arbeitsgesellschaft“ besitzt.

1. Wir verstehen unter „Arbeit“ zunächst diejenige zweckmäßige Tätigkeit des Menschen, durch die er seinen *Stoffwechsel mit der Natur* vermittelt, – und die in allen bisherigen Gesellschaften ausgeübt wurde. Im Arbeitsprozeß wirkt der Mensch aktiv auf die Natur ein, um den vorgefundenen Naturstoff seinem Beournis gemäß umzuformen. – Eine über diese Fähigkeit der Produktion von Gebrauchswerten zum unmittelbaren Konsum hinausgehende Qualität der Arbeit ist es nun, auch diejenigen *Arbeitsmittel* (Pflug, Werkzeug, Maschine etc.) herzustellen, die die Funktionen des Menschen im Arbeitsprozeß übernehmen und damit gleichsam zum „verlängerten Organ“ des Menschen werden. – Diese Einführung von Arbeitsmitteln in den Arbeitsprozeß hat nun zwei weitreichende Folgen: zum einen wird dies „Dazwischenschieben“ des Arbeitsmittels zwischen Mensch und Natur, neben anderen Formen, wie der Kooperation mehrerer Menschen oder der Teilung der Arbeit, zum wichtigsten Hebel, um die *Produktivität der Arbeit* zu erhöhen, d.h. um

mehr Produkte in derselben Zeit herzustellen; zum anderen wird durch die Übertragung menschlicher Tätigkeiten auf das Arbeitsmittel menschliche Tätigkeit für andere Aufgaben *freigesetzt*. Indem der Mensch also die Naturstoffe und -kräfte (die Schärfe des Pfluges, die Schwere des Hammers, die Bewegungen der Maschine etc.) nutzbar macht, erhöht er nicht nur die Produktivität seiner Arbeit, sondern gewinnt Zeit für andere Tätigkeiten, z.B. zum Werkzeugmachen .statt zum Pflügen. Das Arbeitsmittel ist also gleichsam der naturgewordene Ausdruck der menschlichen List, die Natur an seiner Statt wirken zu lassen<sup>7</sup>.

Gemäß der Übertragung der Funktionen der menschlichen Tätigkeiten im Arbeitsprozeß können wir nun die drei großen *technischen Revolutionen* der Arbeitsgesellschaft unterscheiden. Die erste brachte die Werkzeugmaschinen, wie z.B. den Webstuhl, die den Menschen von der Werkzeugführung entlasteten. Die zweite Revolution führte die Antriebs-, Kraft- und Hebe- und Hebemaschinen ein, die die schwere körperliche Arbeit vom Menschen und Tier auf die Naturkräfte (Dampf, Elektrizität etc.) übertrug. Die dritte Revolution, die wir derzeit erleben, entlastet den Menschen mit der Einführung informationsverarbeitender Technologien von den Steuerungs- und Kontrollfunktionen im Arbeitsprozeß und kann damit die Utopie der „menschleeren Fabrik“ Realität werden lassen.

Diese Revolutionen des Arbeitsprozesses waren mit ungeheueren Schüben des Produktivitätsfortschritts verbunden. Nicht nur, daß die Ersetzung der menschlichen durch natürliche Kräfte die Produktherstellung enorm verschnellerte und mehr Produkte in derselben Arbeitszeit herstellen ließ, sondern die freigewordene menschliche Arbeitskraft konnte

---

<sup>7</sup> K. Marx, Kapital I, a.a.O., S.194: Der Arbeiter „benutzt die mechanischen, physikalischen, chemischen Eigenschaften der Dinge, um sie als Machtmittel auf andere Dinge, seinem Zweck gemäß, wirken zu lassen.“ –Descartes, Abhandlung über die Methode des richtigen Vernunftgebrauchs, Stuttgart 1971, S.58: „... diese Begriffe (In der Physik) haben mir die Möglichkeit gezeigt, Ansichten zu gewinnen, die für das Leben sehr fruchtbringend sein würden, und statt jener theoretischen Schulphilosophie eine praktische zu erreichen, wodurch die Kraft und die Tätigkeiten des Feuers, des Wassers, der Luft, der Gestirne, der Himmel und aller übrigen uns umgebenden Körper ebenso deutlich wie die Geschäfte unserer Handwerker kennenlernen und also imstande sein würden, sie ebenso praktisch zu allen möglichen Gebrauch zu verwerten und uns auf diese Weise zu Herrn und Eigentümern der Natur zu machen. Und das ist nicht bloß wünschenswert zur Erfindung unendlich vieler mechanischer Künste, kraft deren man mühelos die Früchte der Erde und alle deren Annehmlichkeiten genießen könnte, sondern vorzugsweise zur Erhaltung der Gesundheit, die ohne Zweifel das erste Gut ist und der Grund aller übrigen Güter dieses Lebens.“

auch in anderen, neuen Arbeitsbereichen eingesetzt werden. Die technische Durchdringung des Arbeitsprozesses hat also nicht nur die menschliche Arbeit entlastet, sondern auch eine immense Steigerung der Arbeitsproduktivität mit sich gebracht.

Wenn wir heute sehen, daß die Ausweitung der Produktion auf objektive, naturgegebene Grenzen stößt, so wäre es die natürliche, aus der Natur des Arbeitsprozesses resultierende Konsequenz, weder die freiwerdende Arbeitskraft noch die neuen Techniken für eine Erweiterung der Produktion einzusetzen, sondern beide – zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte – zur Freisetzung des Menschen von der Arbeit zu nutzen, die menschlichen Kräfte also nicht erneut in weiteren Arbeitsbereichen zu binden, sondern sie als freie Zeit wirken zu lassen. So verstanden, wäre die Arbeit als zweckmäßiger Einsatz menschlicher Leibeskräfte ein notwendiges Durchgangsstadium der Menschheitsgeschichte gewesen, in der der Mensch unter Aufbietung seiner körperlichen und geistigen Kräfte die technisch-materiellen Bedingungen geschaffen hat, sich von der Arbeit zu entlasten, um aus dem „Reich der Notwendigkeit“ ins „Reich der Freiheit“<sup>8</sup> zu treten.

2. Wenn es nun der Arbeitsgesellschaft nicht gelingt, diesen durch die innere Logik des Produktionsprozesses bedingten Wandel zu vollziehen, sondern, an den alten Dogmen festhaltend, sich eher gegen sich selbst richtet, dann liegt der Grund dafür in der anderen Bedeutung des Arbeitsbegriffes, der, wie oben schon erwähnt, die Arbeitsgesellschaft im Unterschied zu anderen Epochen als einen bestimmten Gesellschaftstyp auszeichnet.

Noch aus einem anderen Grund zieht die Arbeit das Interesse auf sich. Sie besitzt nämlich nicht nur die Fähigkeit, konkrete Produkte, seien es unmittelbare Gebrauchswerte wie Kleider oder Schuhe, seien es Arbeitsmittel wie Werkzeuge oder Maschinen, herzustellen, sondern nimmt in ihrer modernen Gestalt auch den Charakter von „Arbeit überhaupt“ an. Als solche ist sie nichts anderes als die bloße *Verausgabung von lebendiger Arbeitskraft*, ganz gleichgültig ob diese Verausgabung in der Automobil-, Schiffs- oder Elektroindustrie geschieht. Im Unterschied zum Handwerk beruht sie nicht auf besonderen Fähigkeiten und Geschicklichkeiten, sondern einzig und allein auf der Qualität, Verausgabung von Arbeitskraft, lebendige Arbeit zu sein. In dieser abstrakten Gestalt ist sie das Resultat der modernen Großindustrie, die durch die Technisierung

---

<sup>8</sup> K. Marx, Kapital III, S.828.

des Produktionsprozesses die Besonderheiten der spezifischen Arbeiten nivelliert hat und noch immer nivelliert. Entsprechend ist auch das Produkt dieser abstrakten Form der Arbeit kein konkreter, besonderer Gebrauchswert, sondern Wert, nichts als geronnene Arbeit, tote Arbeit, die sich in Form der Unruhe in Ruhe, der Bewegung in Sein, umgewandelt hat.

Da nun das Produkt der lebendigen Arbeit der Wert als tote Arbeit ist, und andererseits das Prinzip der Arbeitsgesellschaft die „Arbeit überhaupt“ ist, so besteht das Resultat, der Sinn und der Zweck der Arbeitsgesellschaft in der quantitativen Aufhäufung von Arbeit, in der Vermehrung von Wert, – im *Mehrwert*. Gleich einem Vampir wächst und gedeiht der Wert durch das Aufsaugen lebendiger Arbeit. Und die Arbeit gilt für ihn nur als Arbeit, wenn und insofern sie der Aufhäufung von toter Arbeit dient.

Diese Herrschaft der toten über die lebendige Arbeit, in die sich die Verhältnisse der Arbeitsgesellschaft als einer bestimmten Epoche auflösen, erklärt nun auch die Ausweglosigkeit dieser Gesellschaft, wie sie sich in den drei Dilemmata darstellt. Auf der einen Seite steigert sie in ihren Hunger nach Mehrarbeit die Produktivkräfte der Arbeit und setzt die menschliche Arbeitskraft mit den technologischen Umwälzungen des Produktionsprozesses frei; auf der anderen Seite geschieht diese technische Revolution jedoch nur mit dem Zweck, sich der lebendigen Arbeit zu bemächtigen und um damit den Wert zu vermehren. Die technisch bedingte *Befreiung* der Menschen vom Arbeitsprozeß widerspricht der gesellschaftlich bedingten *Bindung* des Menschen an die Arbeit; und doch scheint das eine ohne das andere nicht zu haben zu sein.

3. Dieser innere Widerspruch der Arbeitsgesellschaft führt nun dazu, daß durch die Einführung neuer Techniken in den Arbeitsprozeß Arbeitskräfte aus der gesellschaftlichen Produktion ausgestoßen und brachgelegt werden, während zugleich die Verausgabung der menschlichen Arbeitskraft in der Produktion intensiviert und vervollkommen wird. Systembedingt werden durch den technischen Stand Arbeitskräfte massenhaft, vor allem in den Zentren der „Dritten Welt“<sup>9</sup>, aber zunehmend auch in

---

<sup>9</sup> „Dem mit Mitteln westlicher Technik arbeitenden Produzenten Ist in der Regel überhaupt kein Widerstand zu leisten. Ein einziger, modern ausgerüsteter Seifenproduzent in, sagen wir Bombay, kann sämtliche traditionellen Seifensieder in ganz Indien totmachen. Und können sich die ehemaligen Seifensieder dann lukrativeren Beschäftigungen in ihrer kleinen Stadt oder ihrem kleinen Dorf zuwenden? Nein, die gibt es nicht.“ (E.F. Schumacher, Es geht auch anders, München 1974, S.107)

Europa und Nordamerika, von der Arbeit ausgeschlossen und damit der sozialen Verelendung preisgegeben. Diejenigen aber, die im Arbeitsprozeß verbleiben, werden durch dieselbe Technik noch stärker an ihn gefesselt, und die Verausgabung menschlicher Arbeitskraft in wachsendem Maße durch den Gang der Produktion bestimmt und kontrolliert<sup>10</sup>. Arbeitslosigkeit einerseits und Arbeitsstreß andererseits sind die beiden einander bedingenden Folgen des inneren Widerspruchs, an dem die Arbeitsgesellschaft krankt<sup>11</sup>.

Was jedoch für den Umgang mit der menschlichen Arbeitskraft gilt, gilt auch für den Umgang mit der Natur. So rücksichtslos die menschlichen Lebenskräfte ausgepreßt und weggeworfen werden, so verschwenderisch ist auch das Verhalten der Arbeitsgesellschaft gegenüber der außermenschlichen Natur. Denn da der primäre Zweck der Produktion nicht die Herstellung von Gebrauchswerten ist, durch deren Konsumtion der Mensch seinen Austausch mit der Natur vollzieht, sondern eben nur die Verausgabung und Aneignung von reiner Mehrarbeit, besitzt auch die

---

<sup>10</sup> „Waren schon die angelernten Tätigkeiten in der mechanisierten Produktion inhaltlich und zeitlich weitgehend durch das technisch-organisatorische Fertigungssystem vorgegeben, so gilt für die nach der Automatisierung verbleibenden Restfunktionen menschlicher Arbeit eine ungleich rigidere Einbindung in die Prozesszeiten der neuen Anlagen. An Automaten und hochintegrierten Fertigungsstraßen werden die Tätigkeiten den Maschinen- und Prozesszeiten sowie den technologischen Lücken der Automatisierung angepaßt.“ (K. Benz-Overhage, *Neue Technologien und alternative Arbeitsgestaltung*, Frankfurt/New York 1982, S.559 f.)

<sup>11</sup> „Nehmen wir an, daß gegenwärtig eine bestimmte Anzahl von Menschen mit der Herstellung von Nadeln beschäftigt ist. Sie machen so viele Nadeln, wie die Weltbevölkerung braucht, und arbeiten acht Stunden täglich. Nun macht jemand eine Erfindung, die es ermöglicht, daß dieselbe Zahl von Menschen doppelt so viele Nadeln herstellen kann. Aber die Menschheit braucht nicht doppelt so viele Nadeln. Sie sind bereits so billig, das kaum eine zusätzlich verkauft würde, wenn sie noch billiger werden. In einer vernünftigen Welt würde jeder, der mit der Herstellung von Nadeln beschäftigt ist, jetzt eben vier statt acht Stunden täglich arbeiten, und alles ginge weiter wie zuvor. Aber in unserer realen Welt betrachtet man so etwas als demoralisierend. Die Nadelmacher arbeiten noch immer acht Stunden, es gibt zu viele Nadeln, einige Nadelfabrikanten machen Bankrott, und die Hälfte der Leute, die Nadeln machen, verlieren ihre Arbeitsplätze. Es gibt jetzt, genau betrachtet, genauso viel Freizeit wie bei halber Arbeitszeit; denn jetzt hat die eine Hälfte der Leute überhaupt nichts mehr zu tun, und die andere überarbeitet sich. Auf diese Weise ist sichergestellt, daß die unvermeidliche Freizeit Elend hervorruft, statt daß sie eine Quelle des Wohlbefindens werden kann. Kann man sich noch etwas Irrsinnigeres vorstellen?“ (Bertrand Russell. Zit. nach: D. Meadows, u.a., *Die Grenzen des Wachstums*, Reinbek 1973, S.158)

Natur nur insofern Bedeutung, als sie die stofflichen Bedingungen des Arbeitsprozesses und den stofflichen Träger des Mehrwerts bildet. Nirgendwo tritt der Charakter des Verhaltens der Arbeitsgesellschaft zur menschlichen und außermenschlichen Natur plastischer und handgreiflicher zutage als im Aufbau jener gigantischen Waffen- und Todesindustrie, deren Zweck über die Vermehrung der toten Arbeit hinaus in der Vernichtung alles menschlichen und außermenschlichen Lebens ist.

Naheliegender erscheint es da, daß unter diesen Bedingungen auch das menschliche Bewußtsein leidet und individualpsychologischen Zerreißproben ausgesetzt wird. Wo einerseits die Produktivität des Menschen im Arbeitsprozeß laufend eingeschränkt wird und die psychische Belastung wächst, und wo andererseits die Befreiung von der Arbeit zur materiellen Verarmung und zur sozialen wie psychischen Verelendung führt, da kann weder die Arbeit noch die Freizeit als sinnerfüllend erlebt werden. So scheint die wachsende Kluft zwischen der Sinnsuche und ihrer Erfüllung aufgrund der inneren Logik der Arbeitsgesellschaft zum seelischen Abgrund für viele zu werden. Der innere Widerstreit zwischen den beiden Prinzipien der Bindung der Arbeit zum Zweck der Wertvermehrung und der Befreiung der Arbeit durch die Technik scheint zum unauflösbaren Knoten für die Arbeitsgesellschaft zu werden.

#### *Zur Lösung der Krise der „Arbeitsgesellschaft“*

1. Nach unserer Auffassung sind diejenigen Rezepte, die weiter auf der *Logik der Arbeitsgesellschaft* beruhen, auf Dauer zum Scheitern verurteilt, da ihre Anwendung in der gesellschaftlichen Praxis die beschriebenen Dilemmata nur verstärken würde. Die Schaffung neuer Arbeitsplätze zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit mag diese zwar kurzfristig beheben bzw. senken<sup>12</sup>; sie würde aber nicht nur durch die Erweiterung der Produktion die Umweltbelastung erhöhen, sondern langfristig auch die Grundlagen

---

<sup>12</sup> vgl. Peter Koslowski, Antworten ..., S.3: „Die These von der Rationalisierungsarbeitslosigkeit ist umstritten, weil behauptet wird, daß Rationalisierung neue Arbeitsplätze dort schafft, wo die Maschinen für die Rationalisierung produziert werden. Dennoch kann hier der Saldo negativ und können mehr Arbeitsplätze vernichtet als neue geschaffen werden.“ – Wir meinen allerdings, daß Rationalisierung in jedem Fall den Zweck hat, die Arbeit insgesamt produktiver zu machen, d.h. mit weniger gesellschaftlich aufgewandter Arbeitszeit dieselbe Produktmenge zu schaffen. daß dies kurzfristig zur Erweiterung der Arbeitszeit und damit zur Vermehrung der Arbeitsplätze führen kann, widerspricht nicht dem Ziel, langfristig und überhaupt die Arbeitszeit zu senken.

für eine Arbeitslosigkeit auf höherer Stufenleiter produzieren und damit die Dilemmata der Arbeitsgesellschaft nur verschärfen. – Ebenso erscheinen uns die Modelle eines technizistischen Umweltschutzes, wie er derzeit betrieben wird, wenig aussichtsreich zu sein; denn erstens kurieren sie nur an Symptomen, ziehen nicht die Ursachen der Umweltzerstörung in Betracht und laufen damit der ökologischen Fehlentwicklung hoffnungslos hinterher; und zum zweiten wollen diese Modelle die Umwelt mit denselben Mitteln schützen, mit denen sie zerstört wird. Wird nämlich im Umweltschutz nichts anderes als ein neues Produktionsfeld zur Wertvermehrung gesehen, dann beruht der Umweltschutz auf demselben Prinzip, das die eigentliche Ursache der Umweltzerstörung ist. Wie aber soll man mit Mitteln, die den Schaden verursachen, diesen zugleich beheben können? – Und schließlich dürfte auch eine Politik der ideologischen Rückbesinnung auf die Werte und Tugenden der Arbeitsgesellschaft, wie sie von konservativer Seite propagiert wird, langfristig wenig aussichtsreich sein. Denn die einseitige Ausrichtung des Bewußtseins auf das „Arbeitsethos“ will offenbar vergessen machen, daß die Arbeitsgesellschaft aus sich heraus die Nicht-Arbeitszeit, die Freizeit produziert, die subjektiv, bewußtseins- und gefühlsmäßig bewältigt werden muß. Deren „Tugenden“ sind jedoch von denen der Arbeitszeit verschieden und werden daher immer wieder naturgemäß den Widerstand gegen jene Ausrichtung hervorrufen.

Im Zusammenhang mit der Lösung der Krise der Arbeitsgesellschaft sind die Vorschläge und Konzepte einer *Alternativ- und Freizeitkultur* wesentlich interessanter und weiterführend als die alten Rezepte. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit möchten wir auf die beiden wichtigsten Modelle eingehen, die von dem gegenwärtigen Dualismus unserer Gesellschaft als „Arbeits- und Freizeitgesellschaft“ ausgehen und damit den objektiven Entwicklungen des gesellschaftlichen Arbeitsprozesses Rechnung tragen. Das eine, das „*Dualwirtschafts*“-Modell, unterscheidet zwischen einem sog. „institutionellen Wirtschaftssektor“ und einem „informellen Wirtschaftssektor“. Jener besteht dabei aus einem hochdifferenzierten und arbeitsteiligen Produktions-, Distributions- und Dienstleistungsbereich, macht die professionelle Erwerbsarbeit notwendig und wird durch Lohn oder Gehalt vergütet. Der „informelle Sektor“ hingegen besteht aus der „Eigenarbeit“, aus selbstbestimmten Tätigkeiten, die in der Freizeit einzeln oder gemeinschaftlich geleistet werden. Sukzessive soll danach die Erwerbsarbeit den Kriterien, Werten und Normen dieser alternativen Lebens- und Arbeitsform untergeordnet

werden. Dies Modell sucht Antwort zu geben auf die Frage, wie die vom „institutionellen Sektor“ freigesetzte Arbeit sinnvoll zu nutzen ist: durch Selbsthilfe oder Nachbarschaftshilfe. – Die Konzeption einer „*Alternativwirtschaft*“ legt hingegen den Schwerpunkt in stärkerem Maße auf den Aufbau einer weitgehend selbständigen Wirtschaftsform, die im wesentlichen durch ökologisch verträgliche Kleinproduktion, durch Handwerk, Landwirtschaft und Dienstleistungen, durch genossenschaftliche Zusammenschlüsse bzw. Selbsthilfeprojekte bestimmt ist und sich als Gegenstück und Alternative zur industriellen Großproduktion versteht.

So attraktiv diese Alternativprojekte zweifellos sind, so konstruktiv sie im Hinblick auf die Bewältigung der Krisenfolgen, der Arbeitslosigkeit, vor allem der Jugendlichen, der ökologischen Zerstörungen durch die industrielle Produktion sowie der individuellen Sinngebung, sind, so wenig realistisch erscheinen sie uns dann, wenn sie sich als Lösung der Krise selbst verstehen (was sie im übrigen in den seltensten Fällen beanspruchen). U.E. sind sie der ehrliche theoretische und praktische Ausdruck der Krise der sozialen Ordnung, indem sie einerseits das Potential und die Möglichkeiten aufzeigen, die die innere Entwicklung der Arbeitsgesellschaft geschaffen hat, auf neue Formen einer sinnvollen Freizeitkultur, auf schöpferische, gemeinschaftliche und befriedigende Formen menschlichen Tätigseins hinweisen; indem sie jedoch andererseits keine Wege aufzeigen, wie die Arbeitsgesellschaft als Ganze überwunden werden kann, sondern in der Durchführung der Projekte auf den „institutionellen Wirtschaftssektor“, auf die industrielle Großproduktion in ihrer gegenwärtigen Form, angewiesen bleiben und diese strukturell unangestastet lassen. Trotz aller konstruktiven Versuche bleiben sie immer der Gefahr ausgesetzt, auf der einen Seite hinter reale Möglichkeiten der Bedürfnisbefriedigung zurückzufallen, und auf der anderen Seite zum Reservoir des Industriesektors und von dem schließlich doch geschluckt zu werden („Kolonialisierung des Freizeitsektors“). Uns scheint es auf Dauer nicht möglich zu sein, daß ein und dieselbe Gesellschaftsordnung von zwei Prinzipien, dem Dualismus von „Erwerbs- und Eigenarbeit“, beherrscht werden kann; früher oder später muß sich das eine oder das andere als das stärkere, durchsetzungsfähigere und umgreifende Gesellschaftsprinzip erweisen.

2. Die Lösung der Krise ergibt sich unserer Meinung nach nicht aus der Beschreibung der Phänomene, sondern aus der Analyse ihrer Ursache. Wenn der Ursprung der Krise aber in dem inneren Widerspruch der Arbeitsgesellschaft liegt, durch den sie auf der einen Seite durch die fort-

laufende Umwälzung des Produktionsprozesses Arbeitskraft freisetzt und damit arbeitsfreie Zeit schafft, und auf der anderen Seite die Arbeitskraft verstärkt zum Zweck der Wertvermehrung an die Produktion bindet, dann kann die Lösung der Krise nur in der Auflösung dieses Widerspruches liegen. Dies aber bedeutet, daß nicht mehr die „Arbeit“ das beherrschende Prinzip der Gesellschaft sein kann, daß die Gesellschaft sich vom Arbeitsprinzip, das ihr zur Fessel geworden ist, befreien muß, um nach einem anderen Prinzip zu suchen.

Dieses Prinzip sehen wir nun weder im „Bedürfnis“ oder im „Konsum“ als den Antipoden der „Arbeit“, auch nicht in der „Freizeit“ als dem Gegensatz „zur „Arbeitszeit“; denn beide betonen nur ebenso einseitig den Gegensatz zur Arbeit, ohne diesen selbst aufzuheben, und verstricken sich daher gleichfalls in unauflösliche Widersprüche<sup>13</sup>. Nach unserer Auffassung kann das Prinzip nicht in einer einseitigen Bestimmung der menschlichen Existenz (Arbeit oder Bedürfnis) liegen, sondern muß der *Mensch selbst* in seiner konkreten Individualität sein; nicht in seiner metaphysisch-geschichtslosen Gestalt, sondern als Resultat eines historischen Entwicklungsprozesses, worin er seine geistigen und kulturellen Potenzen durch seine eigene Arbeit freigesetzt hat, und die er nun zu nutzen lernt. Der Mensch, insofern er zum Prinzip der Gesellschaft wird und die Arbeit als Bezugspunkt seines Lebens ablöst, ordnet sich die Arbeit unter, statt sich ihr unterzuordnen. Diese Veränderung ist nicht bloß ein Übergang von der „Arbeits- in die Freizeitgesellschaft“, sondern der Sprung aus dem Reich der Notwendigkeit, das durch die Not und äußere Zweckmäßigkeit der Arbeit bestimmt war, in das Reich der Freiheit, in der die menschliche Kraftentwicklung sich als *Selbstzweck*<sup>14</sup> gilt. Sie bedeutet eine ebenso große Umwälzung der sozialen Verhältnisse und des Selbstverständnisses des Menschen, wie es vormals die Entwicklung der Arbeitsgesellschaft gebracht hat. War der bestimmende Zweck des Menschen in dieser Epoche die Produktion und Reproduktion seiner Arbeitskraft, der die anderen Lebensbereiche (Schule, Wohnen, Kirche,

---

<sup>13</sup> vgl. Manon Maren-Grisebach, Anmerkungen ... – Wir sind jedoch der Ansicht, daß die „Verschiebung von körperlich arbeitenden Menschen als Leitbild zum geistig tätigen Freizeitmenschen“ (3), von „außengerichte(m) zum innengerichteten Leben“ (2), weiter in dem Gegensatz beider verharrt. Es wird nur das eine Extrem gegen das andere ausgespielt, ohne den Gegensatz, die Trennung beider Lebensbereiche, aufzuheben. Philosophie oder Technik, Kontemplation oder Arbeit ist u.E. nicht die Lösung!

<sup>14</sup> vgl. dazu R. Marks, Praxis und Arbeit in der Philosophie.

Urlaub etc.) untergeordnet waren, so werden jetzt die Lebensbereiche und -äußerungen, Arbeits- und Freizeit, Mühe und Muße, Entsagung und Genuß, der menschlichen Entfaltung untergeordnet werden. Sie bilden keine ausschließenden Extreme, wie sie die Arbeitsgesellschaft in ihrer Gegensätzlichkeit hervorgebracht hat, sondern stellen Momente der Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten dar. Im Mittelpunkt kann deswegen auch nicht die Ausbildung und Erhaltung der menschlichen Arbeitskraft stehen, sondern die umfassende Entwicklung der Individualität und Persönlichkeit. Daher bleibt auch die Alternative entweder „Arbeitsgesellschaft“ oder „Freizeitgesellschaft“ u.E. eine Scheinalternative, weil sie den Menschen in seiner Zerrissenheit zwischen Arbeit und Freizeit bestehen läßt, anstatt eben diese aufzuheben.

In dem Maße, in dem der Mensch in seiner konkreten Individualität das Prinzip der Gesellschaft wird, hebt sich auch der Gegensatz zwischen abstrakter und konkreter, zwischen sinnentleerter und -erfüllter Arbeit auf, wird die gesellschaftliche Produktion vom abstrakten Verwertungsprozeß zu einem „Experimentierfeld“ (Marx) menschlicher Fähigkeiten, das nicht mehr der äußeren Zweckmäßigkeit, sondern der produktiven Entfaltung menschlicher Potenzen gehorcht. Und der Umfang der Lebensmittel und das Ausmaß der Persönlichkeitsentwicklung orientiert sich nicht mehr an der „Leistung“, am Maße der abstrakten Arbeitszeit, sondern an den zur Entfaltung der individuellen Fähigkeiten notwendigen Bedürfnisse.

Diese „menschliche Gesellschaft“ hebt nicht nur das ökonomische Dilemma auf, indem es den Gegensatz zwischen dem produzierten Reichtum einerseits und der wachsenden Armut andererseits beseitigt, sondern sie vermehrt den gesellschaftlichen Reichtum noch dadurch, daß sie die materiellen Bedingungen schafft, die wachsende freie Zeit produktiv zu nutzen. – Ebenso ist sie ihrem Prinzip nach in der Lage, die ökologische Kluft zwischen Mensch und Natur, die durch die Einseitigkeit des Arbeitsprinzips entstanden ist, zu schließen; denn da in ihr ein anderes Prinzip, der Mensch, herrscht, dieser jedoch in seiner konkreten Leiblichkeit fest in die Natur eingebunden ist, so erhält die Produktion und die Technik ihr Maß nicht an der Aneignung von Mehrarbeit, sondern an der produktiven Bedürfnisentfaltung des Menschen; die Technik wird dem ökologischen Austausch des Menschen mit der Natur unter- und eingeordnet. – Fast von selbst versteht sich die Lösung des ideologischen Dilemmas zwischen einer Arbeits- und Freizeitkultur; denn wenn die Persönlichkeit des Menschen, die Entfaltung seiner körperlichen, seeli-

schen, sozialen und geistigen Fähigkeiten das Prinzip und den Mittelpunkt der gesellschaftlichen Organisation bildet, dann ist die Sinngebung des menschlichen Lebens Ausgangs- und Schlußpunkt der gesellschaftlichen Entwicklung.

3. Die Bedingungen zur Lösung der Krise der Arbeitsgesellschaft sind, objektiv wie subjektiv, vorhanden, ja scheinen trotz aller Schwierigkeiten im Wachsen begriffen zu sein. Nicht nur das Industriepotential ist vorhanden, um – historisch erstmalig – die Bedürfnisse der Menschen in den hochentwickelten Ländern Westeuropas, Nordamerikas und Japans auf relativ hohem Niveau zu befriedigen, und um die Menschen weitgehend von angestrenzter Arbeit zu befreien. Es bestehen auch klare, realistische Konzepte der Umwandlung destruktiver Technologien (Umweltverschmutzung, Militärtechnologien etc.) in ökologisch verantwortbare, humane Technologien, ebenso wie Technikkonzepte, die den Bedingungen der „Dritten Welt“ (Be- und Entwässerung, „mittlere Technologien“ usw.) angepaßt sind<sup>15</sup>. Ihre Verhinderung gründet weder in technischen noch ökologischen Unzugänglichkeiten sondern allein in der Wertvermehrung als dem Prinzip der Arbeitsgesellschaft.

Was die subjektiven Bedingungen betrifft, so läßt sich feststellen, daß in der Arbeiterklasse, jenem unmittelbaren Produkt der Arbeitsgesellschaft, ein Umdenken begonnen hat, das sich von deren Logik zu lösen beginnt. Die wichtigsten Schritte sehen wir darin, daß zum ersten allmählich von der Auffassung Abstand genommen wird, die Technik in erster Linie daran zu bemessen, welche Konsequenzen sie für die Qualität und Quantität der Arbeitsplätze hat – so wichtig dieser Aspekt bleiben wird –, sondern daß man sie danach zu beurteilen beginnt, ob und inwiefern sie der Entwicklung der ganzen menschlichen Existenz dient. Nicht mehr nur die Reproduktion der Arbeitskraft, sondern die menschliche Existenz als Ganze steht im Mittelpunkt der Beurteilung<sup>16</sup>. Des weiteren gehorcht die Forderung nach Wochenarbeitszeitverkürzung bei vollem Lohnausgleich, wie sie z.B. von der Metallgewerkschaft beschlossen worden ist, in ihrem entscheidenden Kern auch nicht mehr der Logik der

---

<sup>15</sup> vgl. dazu: J. Huffschild, Für den Frieden produzieren, Alternativen zur Kriegsproduktion in der Bundesrepublik, Köln 1982.

<sup>16</sup> „Unsere bisherige Position, ‘neue Technik ja, aber sie darf nicht zu negativen Auswirkungen auf die Beschäftigten führen’, greift zu kurz. Sie muß durch die politische Grundhaltung: ‚Es darf nur solche Technik entwickelt und eingesetzt werden, die die *gesellschaftliche und menschliche Existenz* (H.v.u.) erleichtert‘ ersetzt werden. (F. Steinkühler, „Deutsche Volkszeitung – Die Tat“, 4.11.83)

Arbeitsgesellschaft, sondern drückt unter den gegenwärtigen Verhältnissen am deutlichsten das neue Prinzip aus. Denn ihre Begründung hat zum Maßstab nicht nur einseitig die Arbeit, den „gerechten Lohn“ oder die gleichmäßige Verteilung der Arbeit, sondern bemißt sich zugleich an den – gegenwärtig möglichen – Bedingungen der produktiven Entfaltung der kulturellen und sozialen Persönlichkeit<sup>17</sup>. Gleichfalls bilden auch die Betriebsbesetzungen in der jüngsten Zeit ein neues Element in der Arbeiterklasse, und weisen darauf hin, daß ihre Kampfformen nicht Halt machen vor den durch die Arbeitsgesellschaft gesetzten Bedingungen. So beginnt in der Arbeiterklasse allmählich die Erkenntnis Platz zu greifen, daß die Krisenlösungen nicht mehr mit den Rezepten der Arbeitsgesellschaft geschehen kann, sondern weiter ausholen muß, um zum Maß der Dinge, zum Menschen in seiner konkreten Individualität, zurückzukehren.

Neben der traditionellen Arbeiterbewegung sind unter dem Druck der krisenhaften und widersprüchlichen Entwicklung der letzten Jahre neue und einflußreiche Bewegungen entstanden, die ihren Ausgangspunkt ausdrücklich beim konkreten Menschen, seinen Bedürfnissen und Lebensbezügen haben; die Umweltbewegung, die Friedens- und Mieterbewegung, die 3. Welt-Bewegung, die demokratische und Frauenbewegung. Sie alle erheben im Kauen des „Menschen“, seiner Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung, den Protest gegen die menschenfeindliche, destruktive Logik der Arbeitsgesellschaft.

So scheint sich unter dem Druck der Krise ein soziales Potential herauszubilden, dessen Motive und Ausrichtung die Arbeitsgesellschaft transzendieren, und das sich um die Idee einer „humanen Gesellschaft“ gruppiert, in deren Mittelpunkt weder der „Arbeiter“ noch der „Konsum- oder Freizeitidiot“ steht. Ausgangs- und Bezugspunkt dieser Bewegungen bildet der Mensch als ein sinnlich-tätiges Wesen, für den die Natur und der Mitmensch Bedingung und Gegenstand seiner kulturellen und sozialen Betätigungen ist, – und der weiß, daß ihm nichts geschenkt wird,

---

<sup>17</sup> „Die Arbeitnehmer brauchen mehr Zeit für sich und ihre Familien, für ihre Hobbys und die Politik. Sie sollen mitmachen können bei der Gestaltung dieser Gesellschaft: Zeit habe für das soziale, kulturelle und gesellschaftliche Leben. Mit Arbeitszeitverkürzung wird das leichter. Sie ebnet auch den Weg zu mehr Gleichheit von Frauen und Männern in dieser Gesellschaft. Partnerschaftliche Arbeitsteilung im Haushalt und bei der Kindererziehung wird leichter.“ (Der Gewerkschafter, Arbeitszeit verkürzen, Juli 1983, S.12)

Ende der Arbeitsgesellschaft. Eine Skizze

daß er sich vielmehr das als gemeinschaftliches Eigentum erkämpfen muß, was ihm die Arbeitsgesellschaft bislang vorenthält.

# WIDER|SPRUCH

In: Widerspruch Nr. 7 (01/84) Abschied von der Arbeit? (1984),  
S. 45-57

Autoren: *Wolfgang Zängl*

Artikel

**Wolfgang Zängl**

**Die Welt der Fabrik.  
Bericht über industrielle Kreisläufe**

„Wenn man sich auf einem sinkenden Schiff befindet, neigt, man dazu, über sinkende Schiffe zu schreiben.“  
Salman Rushdie, Die Mitternachtskinder

Michael Serres schreibt über die Zähmung des Huang Ho:

„Rationalisierung des Zufalls oder die Normalisierung des Stochastischen schon ‘die Chinesen machten sich zu Herren und Besitzern der Natur. Sie schufen ein Reservoir, aber sie hängten zugleich ein schweres Schwert über ihre Häupter. Zwischen den Deichen lagerte der Huang Ho Woche für Woche Tonnen von Löß ab und stieg. Also erhöhte man die Dämme und Deiche. Und so weiter. Was sollte man anders tun? Das Modell ist großartig und schreckenerregend. Man baut eine Mauer, und das Wasser hinter der Mauer steigt, also erhöht man die Mauer, und das Wasser hinter der Mauer steigt weiter und verbreitert sich. Die Lösung eines Problems enthüllt zehn weitere Probleme, und so fort ... Sind unsere Wissenschaften, unsere Technologien, unsere westliche Kultur eine Arbeit zu Füßen des Huang Ho?“

Natürlich werden jetzt viele heftigst verneinen. Aber kennt nicht jeder *seinen* Huang Ho? Hat nicht jeden einmal das Gefühl beschlichen, daß hier nur etwas aufrecht erhalten wird, um etwas aufrecht zu erhalten; daß jeder vermeintliche Gewinn nur von kurzer Dauer ist und langfristig eher ein Verlust? Umso glanzvoller eine Gesellschaft ist, umso größer ist auch ihre Blendwirkung und umso höher der Preis dafür. Je mehr Geld zur

## Die Welt der Fabrik

Verfügung steht, umso mehr wird auch gebraucht. Je mehr Möglichkeiten angeboten werden, umso größer ist auch die Zahl der Unmöglichkeiten. Diese Struktur macht auch vor dem Goldenen Kalb Ökonomie nicht: halt: was wäre, wenn noch nie etwas herausgekommen wäre bei der Fabrikwirtschaft? Alle erzeugten Waren verlieren in immer kürzerer Zeit allen Wert; ihr Gebrauchswert geht Hand in Hand mit einem Abfalls- und Mißbrauchswert. Umso glänzender die sichtbare Fabrikation, umso ausgedehnter auch die unsichtbar, die im Schatten, die abwesende Fabrikation; Arbeit und Leiden, Schweiß und Armut, Rohstoff und Müll. Je mehr die technische Zivilisation aus ihrem müden Gedärm, aus ihrem wehrlosen Inneren holt und verbraucht, verschmutzt, verbrennt, radioaktiviert etc., umso reicher gilt sie vor dem Auge ihrer Geschichte.

### *Historische Kreisläufe*

Am Anfang der Fabrik wurden die Kohlen in Säcken und auf Pferderücken zu den Schmelzöfen gebracht. Die erste befestigte Straße in England diente dem Kohle- und Eisentransport. Mit zunehmendem Eisenverbrauch wird mehr Kohle gebraucht. Dafür sind tiefere Bergwerkschächte notwendig. Dadurch werden Pumpen benötigt und Dampfmaschinen, um die Schächte auszupumpen. Zu deren Herstellung und Betrieb brauchte man wiederum mehr Kohle und Eisen, noch tiefere Schächte, wiederum mehr Dampfmaschinen für Pumpen und Transporte.

Der Schienenbedarf der Eisenbahnen und die Fahrzeuge selbst stellten im 19. Jahrhundert für Europa und Nordamerika auf Jahrzehnte hinaus das wichtigste Geschäft der Eisenindustrie dar. Je mehr Möglichkeiten zum Transportieren gegeben sind, umso mehr werden davon auch benötigt. Der deutsche Historiker Werner Sombart bemerkt dazu: „Die Eisenbahn hat sich selbst erbaut.“

Im Jahr 1878 entwickelte Otto die erste betriebsfähige Gasmachine, die in Hüttenwerken zum Einsatz kam. Sa 1900 gehen die Fabriken zum elektrischen Antrieb und ebensolcher Beleuchtung über. Der Ausschlag des Pendels wird immer größer, bis er die Dimension von Atombombe und Atomkraftwerk erreicht; irgendwann wird die Welt wirklich aus den Angeln zu heben sein.

### *Zeitgemäße Kreisläufe*

Die trojanische Fabrik hat ihre Lektion gelernt: sie schleicht sich mit Versprechungen ein und läßt uns mit Enttäuschungen zurück. Die anfänglichen Hoffnungen welchen dann endgültigen Zerstörungen. Als klassisches Beispiel hierfür kann der *Assuan-Staudamm* gelten:

- Jährlich sollten 7,5 Mrd. m<sup>3</sup> Wasser für agrarische Zwecke gewonnen werden.

Der Stausee verflacht durch jährlich 100 Mio. m<sup>3</sup> Sedimentablagerungen. Dadurch verflacht der See, und die Wasserfläche dehnt sich aus. Durch Verdunstung gehen mehr als 10 Mrd. verloren.

- Die Kulturfläche sollte um 5460 qkm ausgedehnt werden, was einem Viertel der damaligen Agrarfläche entsprach.

Jetzt sind die äußeren Ränder des Niltals durch Übergreifen von Wüstensand bedroht. (Dieser Sand wurde vorher weggespült.) Die einsetzende Desertation bringt einen jährlichen Verlust von 8% der ägyptischen Anbaufläche.

- Die Ertragsfähigkeit des Bodens sollte gesteigert werden.

Jetzt gehen 130 Mio. Tonnen fruchtbarer Schlamm verloren. Der Verbrauch von Handelsdünger, der im übrigen die Versalzung der Böden noch beschleunigt, stieg von 1968 bis 1981 um 133 %. Ägypten ist einer der größten Kunstdünger-Importeure der Welt geworden.

Weitere Folgen: Nach dem Dammbau hat eine katastrophale Rattenplage eingesetzt. Vor dem Dammbau gab es durch die Schwankungen des Wasserstandes kein Rattenproblem.

120.000 Nubier, deren Volk seit siebentausend Jahren dort siedelten, verloren durch den Stausee Heimat und Kultur.

An der Nilmündung kommen Schlamm und Schwebstoffe nicht mehr an. Dadurch bleiben die Heringsschwärme aus, und der Fischfang geht zurück. Die meisten Fischer haben ihre Existenz verloren und gehen jetzt in der neuen Kunstdüngerfabrik von Aboukir zur Arbeit.

Als Fazit wird der langfristig größte Nutzen im schrittweisen Abtragen des Assuan-Staudammes und im Wiederherstellen des alten Zustandes gesehen.

Man könnte natürlich sagen, daß der damalige Fehler ein alter ist, der heute sicherlich nicht mehr begangen würde. Aber es gibt genügend Beispiele für Heutiges, und sie werden immer mehr.

## Die Welt der Fabrik

Ein Musterland für das Aufzeigen industrieller Kreislaufprozesse ist Brasilien. In einem Land, wo im Jahr 1983 eine Viertel Million Menschen verhungern, stellen multinationale Konzerne Alkohol-Automobile her, deren Spritproduktion mehrere hunderttausend Hektar landwirtschaftlichen Grund beansprucht.

Auch Brasilien hat einem Staudamm zu bieten: Itaipu. 14 Mrd. Dollar investierte das Land in einen 170 Kilometer langen Stausee. Auf einer Fläche von 1460 Quadratkilometer hat man die ansässige Bevölkerung vertrieben. Der ganze Flußlauf wurde verändert, was auch das Ende der berühmten Wasserfälle bedeutete, und riesige Waldflächen wurden überschwemmt. 11,8 Mrd. m<sup>3</sup> Beton wurden verbaut. Den Auftrag teilten sich multinationale Konzerne auf; deutsche Unternehmen waren federführend.

12.600 Megawatt soll die Stromproduktion betragen. Das grundsätzliche Problem ist allerdings, daß überhaupt kein Bedarf für diese Elektrizitätsmenge besteht. Und was plant die Fabrikwelt? Man wird energieintensive Aluminiumhütten in die Nähe setzen, den Rest Urwald roden und nach Kohlen und Eisenerzen durchwühlen, um eine Stahlindustrie aufzubauen usw. Die Industrie schafft sich ihre Wirklichkeit, und sie wird ihren Weg bis zum bitteren Ende gehen. Manches Land übersteht eine solche Entwicklungs-Hilfe nicht.

Ein weiteres brasilianisches Projekt, der Damm von Tucuruí, wird 1984 fertig. 2.000 Quadratkilometer Wald werden überflutet. Die Bäume bleiben bei solchen Projekten stehen: den Planern sind die Rodungsflächen zu groß. Durch die Faulprozesse ändert sich die Wasserqualität, wodurch ideale Bedingungen für Malaria- und Bilharzioseüberträger entstehen; außerdem wuchern spezielle Wasserpflanzen ungemain. Deshalb will man die Wälder vor dem überfluten entlauben – mit 2,4-D, einem Mittel, das noch aus dem Vietnam-Krieg bekannt und berüchtigt ist.

Auch hier in Deutschland gibt es noch genügend zu tun. Wir haben unsere eigenen Baustellen. Eine davon ist, seit Jahrzehnten, der *Rhein-Main-Donau-Kanal*.

Sein Vorgänger, der Ludwig-Kanal, wies ähnliche Begleiterscheinungen wie der heutige Bau auf: die Anstrengungen waren ungeheuer, die Bodenpreise stiegen enorm, die Gesamtkosten wurden um 100 % übertroffen. Schließlich wurde er an Anglervereine verpachtet, und diese Einnahmen zusammen mit der Pacht für die am Ufer stehenden Obstbäume waren höher als die Einnahmen aus den Kanalggebühren. Man hatte die Dimension des Bauwerkes auf einen Regelkahn konzipiert, der schon

bald wieder zu klein war, und man hatte die Entwicklung der Eisenbahn übersehen. Und nun baut man einen neuen Kanal.

Nach den Verträgen soll sich die Wasserstraße durch den Betrieb von Elektrizitätswerken selbst finanzieren. Derzeit reichen die Erlöse nicht einmal für die Kreditzinsen. Außerdem erfordern auch hier der Bau und die Betriebseinrichtungen wie Schleusen und Pumpen einen enormen Energieaufwand. Zwischen Mainz und Passau überwindet der Kanal einen Höhenunterschied von 324 Metern. Allein um den Fränkischen Jura zu durchqueren, muß jedes Schiff über zehn Schleusen erst 103 Meter gehoben und dann 63 Meter gesenkt werden.

Durch die Zerstörung des natürlichen Flußlaufes tritt ein weiterer, fast tragikomischer Effekt ein: ab Dietfurt wird der Kanal als Stillwasserkanal geführt. Im Winter wird dann ein ganzes Kraftwerk benötigt, um ihn soweit aufzuheizen, daß er nicht vereist.

### *Energie*

Hundert Gebäude wie das Hochhaus der Hypo-Bank in München verbrauchen die Energie, die von einem Atomkraftwerk erzeugt wird. Ein Viertel der von einem Atomkraftwerk bestenfalls erzeugten Energie wird jedoch zu seiner Herstellung benötigt. Und die durchschnittliche Betriebsdauer beträgt gerade zehn Jahre. Dann kommt der ebenfalls energieaufwendige Abbruch, für den das Freiburger Öko-Institut etwa 50 % der Investitionskosten ansetzt. So könnte man meinen, daß die Verbrauchssteigerungen im Energiesektor in den siebziger Jahren nur durch den Bau neuer Atomkraftwerke entstanden sind, wobei die offizielle Begründung für den Bau in eben dieser Verbrauchssteigerung lag. Ein weiterer Kreislauf.

Die erste deutsche Atomruine steht bei Landshut. 1966 begann der Projektleiter, Ingenieur Gallenberger, seine dortige Arbeit. Damals war er 45 Jahre alt. Als der Reaktor zum ersten Mal mit Brennstäben beschickt wurde, war er 51. Mit 59 erlebte er den Beginn der Abbau-Phase. Am sichtbaren Ende vom Atomkraftwerk Niederaichbach wird er vermutlich pensioniert. Auch eine Karriere. Vom Ergebnis her betrachtet ist es fast, als hätte er die letzten zwei Jahrzehnte nicht gelebt.

Zum Abriß stellt das bayerische Umweltministerium lapidar fest: „Der Abbruch des Kernkraftwerkes Niederaichbach ist eine ingenieurstechnische Aufgabe erster Größe.“ Bei der erwähnten Kurzlebigkeit der Atomkraftwerke wird es in den nächsten Jahren wohl noch genügend Gelegenheit zum Üben geben.

## Die Welt der Fabrik

Zur Größenordnung dieser 'Müllabfuhr': beim Bau des französischen Schnellen Brütters, dem 'Super-Phénix', wurden unter anderem benötigt: 7.000 Tonnen Edelstahl, 25.000 Tonnen Baustahl und einige hunderttausend Tonnen Beton. Wenn die Rede auf den Schnellen Brüter kommt, verweist die deutsche Atomindustrie neidvoll auf das französische Atomprogramm und verschweigt dabei, daß die *Électricité de France* gegenwärtig mit über 50 Mrd. DM verschuldet ist. Diese Schulden entstanden hauptsächlich durch den Bau der Atomkraftwerke. Die Kreisläufe scheinen keiner ökonomischen Rentabilitätsforderung mehr zu unterliegen. Bis zum Jahr 2000 werden 15.000 Tonnen abgebrannter Brennstäbe zu verarbeiten sein, deren Strahlung zehntausend Jahre anhält. Das wird dann nicht mehr unser Problem sein. Rückwärts gerechnet, liegt dieser Zeitpunkt weit vor der Pharaonen-Kultur.

Neuerdings wird die Tiefsee als Lagerplatz entdeckt für Behälter, die so konstruiert sein sollen, daß sie möglichst tausend Jahre lang den Atommüll einschließen (da wären wir dann beim Baubeginn des romanischen Domes zu Mainz). Diese Fässer also sollen auf den riesigen Flächen des sogenannten „ereignislosen“ Tiefseebodens lagern. Die Welt der Fabrik ist ständig auf der Suche nach neuen Lagerplätzen für ihre gefährlichen Hinterlassenschaften.

Bezüglich der Endlagerung bemerkte der Vorstandsvorsitzende der 'Deutschen Gesellschaft zur Wiederaufbereitung von Kernbrennstoffen': „Wir haben doch im Krieg gelernt, wie schnell man Trümmer wegräumt. Alte Staatsmänner bestimmen eine politische Zukunft, die sie nicht mehr erleben werden; alte Wirtschaftsführer bestimmen eine technische Zukunft, die sie nicht mehr erleben werden. In diesem Zusammenhang gibt der Physiker Weizenbaum zu bedenken, „daß ein Volk, das ein Wort wie 'Entsorgungspark' hinunterschlucken kann, schon fast verloren ist.“

### *Landwirtschaft*

Mit einem wahnsinnigen Aufwand an Arbeit, Energie und Kosten wird das Agrarland gedüngt. Der Boden wird dadurch aber nicht fruchtbarer, im Gegenteil: er verliert organische Substanzen und Humus, und er verliert die Fähigkeit, Feuchtigkeit zu speichern. Trotzdem läuft die Düngemittelproduktion nach wie vor auf Hochtouren. Eineinhalb Millionen Tonnen Stickstoffdünger waren es im Düngejahr 1979/80. Die Handelsdüngerproduktion benötigte mehr Energie, als alle deutschen Atomkraftwerke zusammen erzeugten.

Wolfgang Zängl

Ein Viertel der Bundesrepublik wird regelmäßig mit Pflanzenschutzmitteln vergiftet. Der intensive Getreidebau fördert Pilzerkrankungen; dagegen spritzt man Fungizide, durch die hohe Stickstoffabgabe legt sich der Weizen leicht: also setzt man 'Halmverkürzer' ein. Das verstärkt wiederum Ährenkrankheiten. Über die intensive Stickstoffdüngung vermehren sich die Blattläuse, wogegen man Insektizide spritzt, die wiederum auch die blattlausvertilgenden Insekten töten; die Blattläuse vermehren sich weiter. (In Südtirol mußte der Birnenanbau aufgegeben werden, weil der Birnblattsauger resistent wurde; Kreisläufe.)

Sogenannte 'Hochleistungsmilchkühe' sind auch hochgradig anfällig. Die Milchleistung steigt um ein Drittel, und die Zahl der Abgänge bei Geburten steigt um ein Drittel. Der Kraftfuttereinsatz soll die Milchleistung erhöhen; gleichzeitig nimmt mit seinem Einsatz die Fruchtbarkeit ab. Zehn Prozent der Kälber sterben innerhalb der ersten zehn Tage. Und auch die Fabriktiere sind steckdosenabhängig geworden: für jede Kuh werden inzwischen 600 Kilowattstunden eingesetzt, für jede Zuchtsau 500 KWh.

*„Gesundheitswesen“*

Für den gesamten Sozialbereich lassen sich ähnliche Kreisläufe zeigen, ebenso für den medizinischen; Arbeit – Geld – Medikament – Leben – Arbeit ...

In Deutschland werden von medizinischen Institutionen jährlich 400 Millionen Rezepte ausgestellt. Zehn Millionen Bundesbürger nehmen täglich Medikamente, drei Millionen nehmen jeden Tag Beruhigungs- und Schlafmittel. Auf 1000 Menschen in diesem Land kommen täglich 250 Portionen Tranquilizer.

Krankenhäuser wie das Aachener Großklinikum erreichen die Ausmaße von Atomkraftwerken. (Vermutlich ist diese Größe inzwischen Norm und Standard geworden für die Gebäude in der Welt der Fabrik: Schulen, Fabriken, Wohnblocks, Kraftwerke, Krankenhäuser, Museen, Gefängnisse ...) Krankenhäuser machen erwiesenermaßen krank; krebsbekämpfende Zytostatika können Krebs auslösen, ebenso wie Bestrahlungen, die der Krebsbekämpfung dienen sollen. Die Liste ist endlos.

*Kriegswesen*

Hier zeigt sich der vollendete Kreislauf, die klarste Entsprechung von Arbeit und Vernichtung. 600 Mrd. Dollar wurden 1981 dafür ausgege-

## Die Welt der Fabrik

ben. Im Jahr 1985 wird allein der Aufwand für Militär-Forschung in den USA 32 Mrd. Dollar betragen.

Nach einem Bericht des amerikanischen Kongresses bezahlt das Verteidigungsministerium bereits die Gehälter von einem Drittel aller amerikanischen Wissenschaftler. (Dafür fürchten sich nach einer Gallup-Umfrage 45 % der Amerikaner, abends allein aus dem Haus zu gehen.)

Je sicherer die Militärs in Ost und West die Welt gestalten, umso mehr Anlaß zur Angst ist gegeben: auch vor den Leuten, die einen Krieg nur als eine etwas größere Baustelle sehen. Mit allen Mitteln von Wissenschaft und Militärapparat ist das, was einmal mit Sicherheit bezeichnet wurde, völlig verschwunden.

### *Sicherheit und Katastrophen*

Katastrophen sind nachhaltige Widmungen an die Zeit. Die meisten sind von langer Hand vorbereitet worden und haben neben vielen anderen Auswirkungen den Effekt, das grausame Alltagsgeschehen zu überstrahlen. Wenn sich die Gefahren, die uns so überaus bequem eingerichtet wurden, erfolgreich in den Alltag eingebürgert haben, dann sind sie anscheinend nicht mehr existent. Und wenn man sich an sie gewöhnt hat, ist es bereits zu spät.

Sicherheit und Katastrophensituation bedingen sich wie Licht und Schatten: Schutzstaffel, Schutzhaft, Schutzraum; Pflanzenschutz, Krankenschutz, Datenschutz, Zivilschutz, Katastrophenschutz ...

Je klarer zu erkennen ist, daß eine Zukunft mit großen Hindernissen zu kämpfen hat, umso größer wird augenscheinlich das Potential, das eben diesen Hindernissen zur Verfügung gestellt wird.

Die Welt der Fabrik hat ihr Revier besetzt und umgewandelt. Je größer ihr Siechtum wird, umso unbekümmerter, lauter, genauer, schneller geschieht die Entvölkerung: Abfall, Ab-Raum, Ab-Wasser, Ab-Luft, Ab-Leben, Ab-Sterben. Dazu der Leiter einer BASF-Versuchsstation:

„Im Laufe der Erdgeschichte sind Tausende von Arten ausgestorben. Woher leiten wir das Recht ab, die Evolution gerade heute zu stoppen oder den Floren- und Faunenstatus von vor 50 Jahren als Ideal und konservierungswert zu bezeichnen?“

Das liest sich dann im Wirtschaftsteil folgendermaßen:

„‘Kali + Salz’ finden derzeit besonderes Interesse an den Aktienbörsen... (Es) wird darauf spekuliert, daß schon bald wegen des akuten Waldsterbens die Wälder im großen Stil gedüngt werden.“

Das Waldsterben wächst, die Kaliproduktion wächst, der Energieverbrauch wächst, die Luftverschmutzung wächst, das Waldsterben wächst: Wachstum! Irgendwann wird sicher ein multinationales Unternehmen in der Sarg- und Urnenbranche reüssieren.

Natürlich könnte man sagen: es ist noch nichts spürbar. Alles funktioniert noch, keine Ordnung ist zerstört, und das Leben ist noch nicht tot. Kurz vor dem Aufschlag ist die Geschwindigkeit des Fallenden am größten und er selbst noch sichtlich unbeschadet.

„Bruchlose Katastrophen sind selten,“ sagt Cioran, „nicht jedermann war es gegeben, die Sintflut aus der Nähe zu betrachten.“

Das eigentlich Fatale dieser zukünftigen Welt ist vermutlich die ungeheure Langeweile, die sie ihren Mitgliedern bereitet. Die Gefahr ist zum einzig Aufregenden geworden. Fast könnte man sagen, die Katastrophe ersetzt die Revolution, und sie gewinnt mehr und mehr Anhänger.

Aber das Ende ist immer auch eine Definition, und von denen gibt es viele. Der Indianerstamm der Hopi sieht es gekommen, wenn ein kirchturmhoher Stein, der seit Jahrtausenden auf einer Felskante ruht, in den Abgrund fällt. Dann wird, nach dem Glauben der Hopi, die vierte Welt zugrundegehen. Die erste Welt endete durch Wasser, die zweite durch Kälte, und die dritte Welt wurde durch den Wind vernichtet.

Es erhebt sich die Frage, was auf uns niedergehen wird?

### Folgerungen

Es gibt kaum etwas Lächerlicheres, etwas Unsinnigeres, aber auch kaum etwas Bestechenderes als ein Auto ohne Treibstoff, ein Düsenflugzeug ohne Kerosin, ein Atomkraftwerk ohne Uran. Wie würde wohl eine Welt aussehen, in der die Untätigkeit und die Mühelosigkeit dominieren? Stets gab es mehr als nur das eine Angebot Steinzeit versus Atomzeit. Deren Durchsetzungsvermögen war nur am größten.

Anderenteils ist Geschichte – für sich betrachtet –, so trostlos, daß darin auch schon eine Strategie der Entmutigung liegen könnte. Mit wie viel Konzentration und Anstrengung, Disziplin und Fleiß, mit wie viel Arbeit und Besessenheit haben wir Unternehmungen angefangen und fortgeführt, die sich bislang noch stets gegen uns gewandt haben oder es zumindest gerade beginnen. Mit dem Leiden an der Gesellschaft hätte man problemlos die letzten Jahrhunderte verbringen können, und das wird vermutlich auch demnächst der Fall sein.

Ist der Gedanke wirklich traurig oder nicht eher komisch, sich vorzustellen, wie die großen Nationen irgendwann um ein Quantum Zukunft

## Die Welt der Fabrik

betteln müssen: um ein bißchen Öl und Strom, um etwas Luft und Wasser, um ein wenig Wärme und Essen. Nach der Welt der Fabrik wird vermutlich die Welt der Bettler kommen.

Man könnte sich aber auch vorstellen, daß es Besitz gibt, den niemand besitzen will. Daß es Geld gibt, das niemand haben mag, Autos, die niemand fährt, Informationen, die keine Augen und Ohren finden, Arbeit, die keiner tut. Dann werden die Kreisläufe nicht mehr geschlossen. Die Welt wird offen, und die Fabrik muß enden.

# WIDER|SPRUCH

In: Widerspruch Nr. 7 (01/84) Abschied von der Arbeit? (1984),  
S. 58-68

Autoren: *Konrad Lotter*

Artikel

**Konrad Lotter**

**Bestimmungen des Marxschen Arbeitsbegriffs**

Marx' Theorie ist weder eigentlich Philosophie noch eigentlich Wissenschaft und doch beides zusammen. Sie überschreitet die Grenzen der Philosophie, indem sie zur wirklichen, positiven Erkenntnis der Welt vorstößt. Sie überschreitet die Grenzen der Wissenschaft, indem sie die Dinge und die Kenntnis von den Dingen dialektisch, in ihrem Gesamtzusammenhang, erfaßt. Die Philosophie wird ebenso wissenschaftlich, wie die Wissenschaft philosophisch. Zugleich werden beide politisch. Sie überschreiten die Grenzen der Theorie, indem sie die Welt nicht interpretieren, sondern praktisch verändern wollen. Die eigenartige Synthese aus Philosophie, Wissenschaft und Politik charakterisiert Marx' Theorie im allgemeinen wie seinen Begriff der Arbeit im besonderen. Als „philosophisch-ökonomischer“ Begriff wird die Arbeit in kritischer Auseinandersetzung entwickelt erstens mit der Philosophie Hegels, die (innerhalb entfremdeter Verhältnisse, auf die Arbeit des Geistes beschränkt) die Arbeit als Selbsterzeugung des Menschen faßt, zweitens mit der klassischen Nationalökonomie A. Smith's u.a., die (unter Verewigung der bestehenden Produktionsverhältnisse) die Arbeitswertlehre begründet. Drittens ist Arbeit nicht nur selbst Praxis, sondern auch Grundlage und Modell aller anderen Formen gesellschaftlicher Praxis (Moral, Politik etc.). Zusammengehörigkeit und wechselseitige Vermittlung dieser drei Seiten charakterisieren Marx' Arbeitsbegriff im ganzen, wie seine einzel-

nen Bestimmungen, die, vom Abstrakten ausgehend, in logisch-historischer Abfolge konkretisiert werden sollen.

Arbeit allgemein. Die Arbeit ist eine von allen Gesellschaftsformen unabhängige Existenzbedingung des Menschen. Sie ist ewige Naturnotwendigkeit, um den Stoffwechselprozeß zwischen Mensch und Natur zu vermitteln. In seiner Arbeit setzt der Mensch Arme und Beine, Kopf und Hand in Bewegung, um sich den Naturstoff in einer für sein Leben brauchbaren Form anzueignen. In der Formveränderung des Natürlichen (als ihrer objektiven, unaufhebbaren Voraussetzung) verwirklicht die Arbeit zugleich Ihren Zweck. Ihre einfachen Momente sind zweckgerichtete Tätigkeit, Arbeitsgegenstand (Natur) und Arbeitsmittel (Werkzeuge etc.). Um sich vom Arbeitsprozeß weitest möglich zu befreien, benutzt der Arbeitende die natürlichen Eigenschaften der Dinge, um sie seinem Zweck gemäß auf andere Dinge einwirken zu lassen („List der Vernunft“). Indem sie Produktionsmittel (d.h. Arbeitsgegenstand und Arbeitsmittel) konsumiert, um Dinge für die menschlichen Bedürfnisse zu produzieren, ist Arbeit produktive Konsumtion.<sup>1</sup>

Arbeit als Unterscheidung von Mensch zu Tier. Die Menschen fangen an, sich von den Tieren zu unterscheiden, sobald sie anfangen, ihre Lebensmittel selbst zu produzieren. Zwar beschämt eine Biene durch den Bau ihrer Wachsellen manchen menschlichen Baumeister, doch zeichnet den schlechtesten Baumeister vor der besten Biene von vornherein aus, daß das Resultat seines Arbeitsprozesses beim Beginn desselben schon in der Vorstellung, ideell, als Zweck vorhanden war. Zwar sind der Gebrauch und die Schöpfung von Arbeitsmitteln im Keim schon gewissen Tierarten eigen, doch charakterisieren sie spezifisch nur den menschlichen Arbeitsprozeß. Das Tier produziert einseitig, nur unter der Herrschaft des unmittelbaren physischen Bedürfnisses, der Mensch universell, selbst und erst wahrhaft frei vom physischen Bedürfnis. Er formiert daher auch nach den Gesetzen der Schönheit.<sup>2</sup>

Arbeit als Selbsterzeugung des Menschen. Indem der Mensch die äußere Natur verändert, verändert er zugleich seine eigene Natur, entwickelt die in ihr schlummernden Potenzen und bringt sich damit als Mensch erst

---

<sup>1</sup> MEW 13, 23 f.; MEW 23, 57, 192-198; MEW 25, 823 f., 833.

<sup>2</sup> EB 1, 516 f.; MEW 3, 21; MEW 23, 192 ff.

hervor. Arbeitend nimmt er (in der Herausbildung aus dem Tierreich) den aufrechten Gang an und befreit damit die Hand zu höheren Tätigkeiten. Die Hand ist nicht nur das Organ der Arbeit, sie ist auch ihr Produkt, das sich mit ihr zu wachsender Geschicklichkeit (Handwerk, Kunst) differenziert. Gesellschaftliche Kooperation schafft das Bedürfnis nach Sprache. Arbeit und mit ihr die Sprache sind die beiden wesentlichen Antriebe für die Entwicklung des menschlichen Gehirns. Mit der Fortbildung des Gehirns aber geht Hand in Hand die Fortbildung der Sinnesorgane. Das Bewußtsein, das in der Zwecksetzung sowie dem Gebrauch von Arbeitsmitteln bereits vorhanden ist, bildet sich zu Erfahrung, wissenschaftlicher Erkenntnis, der Fähigkeit zur umfassenderen Planung fort. Der Mensch erzeugt nicht nur die Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse, er erzeugt durch diese Aktion und das erworbene Instrument der Befriedigung zugleich neue Bedürfnisse und wird damit zum geschichtlichen Wesen.<sup>3</sup>

Historische Voraussetzung für die Erkenntnis der Arbeit. Im Begriff der Arbeit, der Arbeit überhaupt, Arbeit sans phrase, sind alle Unterschiede bestimmter Arbeitsverrichtungen ausgelöscht. Er umfaßt die Manufaktur- wie die kommerzielle oder Agrikulturarbeit. In dieser Allgemeinheit hat ihn (Arbeit als reichertumserzeugende Tätigkeit) die moderne Ökonomie zu ihrem Ausgangspunkt gemacht. Zwar hat sie damit nur den abstrakten Ausdruck für die einfachste und uralteste Beziehung gefunden, worin die Menschen schon immer, in allen Gesellschaftsformen als produzierend auftraten. Und doch ist diese Entdeckung an historische Voraussetzungen gebunden. Sie setzt die Existenz einer entwickelten Totalität wirklicher Arbeitsarten voraus, von denen keine mehr die alles beherrschende ist. Sie setzt die Gleichgültigkeit gegen jede bestimmte Arbeit voraus, eine Gesellschaftsform, in der die Individuen mit Leichtigkeit aus einer Arbeit in andere übergehen können, da die Arbeit aufgehört hat, mit der besonderen Individualität der Individuen besonders verwachsen zu sein. Kurz, sie setzt moderne bürgerliche Verhältnisse voraus, in denen die Arbeit als Abstraktion erstmals Wirklichkeit, praktische Wahrheit geworden ist. Die Ökonomie der modernen bürgerlichen Gesellschaft bildet somit den Schlüssel zur Ökonomie vergangener Gesellschaftsformen.<sup>4</sup>

---

<sup>3</sup> MEW 3, 28; MEW 20, 444-455; MEW 23, 192.

<sup>4</sup> Grundrisse, 24 ff.

Doppelcharakter der Arbeit in der Warenproduktion. Produktion ist Aneignung der Natur durch Arbeit und zwar innerhalb und vermittelt einer bestimmten Gesellschaftsform. In ihrer Arbeit produzieren die Menschen nicht nur Lebensmittel, sondern zugleich auch die gesellschaftliche Form, worin die Lebensmittel produziert werden. Die Produktivkraft als das Zusammenwirken der menschlichen Arbeit und der Produktionsmittel umfaßt Arbeitsgeschick, Arbeitsteilung etc., aber auch die Naturverhältnisse der Arbeit sowie die Wissenschaft und deren technische Anwendung. Sie bestimmt in ihrer geschichtlichen Entwicklung die Produktionsverhältnisse. Umgekehrt wirken die Produktionsverhältnisse hemmend oder fördernd auf die Entwicklung der Produktivkräfte zurück.

Unter der Herrschaft des Privateigentums und der Warenproduktion nimmt die Arbeit einen Doppelcharakter an. Als abstrakte Arbeit ist sie Verausgabung menschlicher Arbeitszeit im physiologischen Sinn und wird in Zeit gemessen. Als konkrete, nützliche Arbeit befriedigt sie menschliche Bedürfnisse. Die abstrakte Arbeit drückt sich im Wert, die konkrete im Gebrauchswert der Ware aus.<sup>5</sup>

Unterordnung der konkreten unter die abstrakte Arbeit. Mit der Eintritt in die Warenproduktion verliert die Arbeit ihren unmittelbar gesellschaftlichen Charakter. Waren werden in isolierter Privatarbeit hergestellt. Ihre Nützlichkeit und damit die Nützlichkeit des hergestellten Produkts für die Gesellschaft ist keine Selbstverständlichkeit mehr, die bereits in der Produktion selbst angelegt wäre. Nun muß sich ihre Nützlichkeit und damit der Gebrauchswert der Ware erst auf dem Markt, d.h. im Austausch, herausstellen. Die konkrete Arbeit muß sich als abstrakte Arbeit, die isolierte Privatarbeit als gesellschaftliche Arbeit bewähren. Im Austausch (als der Auflösung des Widerspruchs), worin die Waren Nichtgebrauchswerte für ihre Besitzer und Gebrauchswerte für ihre Nicht-Besitzer darstellen, wird der Gebrauchswert einer Ware zur Erscheinungsform des Werts einer anderen Ware (Geld.). Damit wird zugleich die konkrete Arbeit zur Erscheinungsform ihres Gegenteils, der abstrak-

---

<sup>5</sup> MEW 3, 29 f.; MEW 4, 548 f.; Grundrisse, 6 ff.; MEW 13, 8 f.; MEW 16, 126 f.; MEW 23, 57 f., 61, 348 f.

ten Arbeit, die Privatarbeit zur Erscheinungsform der Arbeit in unmittelbar gesellschaftlicher Form.<sup>6</sup>

Entfremdete Arbeit. Entfremdung heißt Unterordnung des Konkreten unter das Abstrakte, des Subjekts unter das Objekt, des Menschen unter die (von ihm selbst produzierten) Sachen und Verhältnisse. Die gesellschaftlichen Charaktere der menschlichen Arbeit werden als gesellschaftliche Charaktere der Arbeitsprodukte, als deren gesellschaftliche Natureigenschaften zurückgespiegelt (Fetischismus). Der Gegenstand, den die Arbeit produziert, tritt ihr als ein fremdes Wesen, als eine von den Produzenten unabhängige, ihn beherrschende Macht gegenüber. Das Produkt (das gesellschaftliche Verhältnis als Warenverhältnis, später als Kapitalverhältnis etc.) beherrscht den Produzenten.<sup>7</sup>

Der Arbeitsprozeß als Konsumtionsprozeß der Arbeitskraft. Wie in der Produktion der Ware die Wert- über die Gebrauchswertproduktion übergreift, so greift in der kapitalistischen Warenproduktion der Verwertungs- über den Arbeitsprozeß über. Die physischen und geistigen Fähigkeiten des Menschen werden selbst zur Ware: zur Arbeitskraft. Die Ware Arbeitskraft hat den spezifischen Gebrauchswert, Quelle von Wert zu sein und zwar von mehr Wert als sie selbst besitzt. Ihr Wert bemißt sich an der zu ihrer Produktion notwendigen Arbeitszeit, d.h. an der Summe der Lebensmittel, die zur Erhaltung des arbeitenden Individuums notwendig ist (worin, im Gegensatz zu anderen Waren, ein historisches und gesellschaftliches Moment enthalten ist) . Er (bzw. ihr Preis) erscheint im Arbeitslohn. Ihr Gebrauchswert hingegen geht über den Wertbildungsprozeß der Ware Arbeitskraft hinaus. Er geht in ihren Verwertungsprozeß über, in dem der *Mehrwert* (d.h. der Profit, die Grundrente, der Zins) für den Käufer der Arbeitskraft geschaffen wird. Die Mehrwertproduktion aber ist der eigentliche Zweck der kapitalistischen Produktion, die Gebrauchswertproduktion dagegen nur das Mittel.<sup>8</sup>

Ausbeutung der Arbeit. Mehrarbeit, d.h. Arbeit über die zur Selbsterhaltung des Arbeiters notwendige Arbeitszeit hinaus und Aneignung des Produkts dieser Mehrarbeit durch andere, d.h. Ausbeutung der Arbeit,

---

<sup>6</sup> MEW 23, 70 ff., 100 f.

<sup>7</sup> EB 1, 510 ff., 462 f.; MEW 23, 85 ff.

<sup>8</sup> MEW 23, 200 ff.

waren allen Klassengesellschaften gemeinsam. Die kapitalistische Ausbeutung, die auf der freien Lohnarbeit beruht und ohne außerökonomischen Zwang (wie z.B. die Sklavenarbeit) erfolgt, ist die Aneignung der unbezahlten Mehrarbeit bzw. des Mehrprodukts in Form des Mehrwerts. Die Rate des Mehrwerts, die zugleich den Grad der Ausbeutung der Arbeit ausdrückt, errechnet sich aus dem Verhältnis der Mehrarbeit zur notwendigen Arbeit. Ihre Erhöhung durch die Verlängerung des Arbeitstags (absoluter Mehrwert) oder die Steigerung der Arbeitsproduktivität (relativer Mehrwert) ist das treibende Motiv und der bestimmte Zweck des kapitalistischen Produktionsprozesses. Der Mehrwert bildet in letzter Instanz die Wertsumme, aus der sich die stets wachsende Kapitalmasse in den Händen der Kapitalisten anhäuft. Im Arbeitslohn wird die Ausbeutung insofern verschleiert, als darin auch die unbezahlte Mehrarbeit als bezahlt erscheint.<sup>9</sup>

Produktive und unproduktive Arbeit. Produktiv im Sinne der kapitalistischen Produktion ist allein die der Selbstverwertung des Kapitals dienende, mehrwertschaffende Arbeit. Unproduktiv dagegen ist alle Arbeit („von der Hure bis zum Papst“) aller Bedienten, Juristen, Pfaffen, Regierungsbeamten etc., die keinen Mehrwert und damit kein Kapital produzieren. Wie sich die produktive Arbeit gegen Kapital, so tauscht sich die unproduktive Arbeit unmittelbar gegen Revenue, d.h. Einkommen der verschiedensten Art, aus. Mit der stofflichen Bestimmtheit der Arbeit wie ihres besonderen Produkts hat diese Unterscheidung nichts zu tun. Dieselbe Arbeit (z.B. einer Köchin) kann produktiv sein, wenn sie vom Kapitalist (Hotelier) gekauft wird, um sein Kapital zu verwerten, und unproduktiv, wenn sie vom Konsument (Gast) gekauft wird, um ihren Gebrauchswert zu verzehren. Die produktive Arbeit stellt ein Moment der Kapitalzirkulation (Geld-Ware-Geld), die unproduktive Arbeit, deren Produkt bzw. Leistung vom Geldbesitzer getauscht und konsumiert wird, ein Moment der Warenzirkulation (Ware-Geld bzw. Geld-Ware) dar. Mit der wachsenden Produktivkraft der Arbeit kann ein stets größerer Teil der Arbeiterklasse unproduktiv („Dienstleistungsgewerbe“) verwendet werden.<sup>10</sup>

---

<sup>9</sup> MEW 20, 26, 192; MEW 23, 231 f., 326, 562.

<sup>10</sup> Grundrisse, 183 f., 212; MEW 23, 469 f., 531 f., MEW 26.1, 122 ff., 369 ff.

Arbeit produziert Reichtum und Verelendung. In Zeiten wirtschaftlichen Aufschwungs und gesteigerter Nachfrage nach Arbeitskräften steigt der Arbeitslohn. Zur gleichen Zeit jedoch und unverhältnismäßig schneller steigt der Profit des Kapitals. Auf diese Weise verbessert sich zwar die materielle Lage des Arbeiters, seine gesellschaftliche Lage hingegen verschlechtert sich, er gerät in zunehmende Abhängigkeit. Verelendung meint in erster Linie nicht materielle Not (dies allerdings auch, speziell in Krisenzeiten bzw. im Weltmaßstab gerechnet, in den Ländern der Dritten Welt), sondern Abhängigkeit, Unfreiheit, geistige, psychische und moralische Verelendung. Alle Methoden der Steigerung der gesellschaftlichen Produktivkraft der Arbeit, des relativen Mehrwerts, vollziehen sich auf Kosten des individuellen Arbeiters. Alle Mittel zur Entwicklung der Produktion schlagen unter kapitalistischen Verhältnissen um in Beherrschungs- und Ausbeutungsmittel des Produzenten. Sie verstümmeln den Arbeiter zu einem Teilmenschen. Sie entwürdigen ihn zum Anhängsel der Maschine. Sie vernichten den Inhalt der Arbeit. Sie entfremden dem Arbeiter die geistigen Potenzen des Arbeitsprozesses im selben Maße, worin diesem die Wissenschaft als selbständige Potenz einverleibt wird. Auf diese Weise wirkt sich die Anhäufung von Reichtum auf dem einen Pol zugleich als Anhäufung von Elend, Arbeitsqual, Sklaverei, Unwissenheit, Brutalisierung und moralische Degradation auf dem anderem Pol aus. Bei aller Gegensteuerung durch Arbeiterorganisationen, Gewerkschaften, die der Verelendung einen gewissen Damm entgegensetzen, wächst insbesondere die Unsicherheit der Existenz.<sup>11</sup>

Arbeit erzeugt Arbeitslosigkeit. Die Rückverwandlung des durch die Verwertung der Arbeitskraft erzeugten Mehrwerts in Kapital führt zur Akkumulation. Mit der Akkumulation auf erweiterter Stufenleiter und der sie begleitenden Konzentration wächst das Gesamtkapital. Es wächst die tote Arbeit gegenüber der lebendigen. Mit dem Wachstum des Gesamtkapitals verändert sich dessen organische Zusammensetzung: das konstante (für den Kauf von Produktionsmitteln vorgeschossene) Kapital wächst auf Kosten des variablen (für den Kauf von Arbeitskräften vorgeschossenen) Kapitals. Indem aber mit dem Wachstum des Ge-

---

<sup>11</sup> EB 1, 510; MEW 6, 413 ff.; Grundrisse, 491; MEW 16, 144 ff.; MEW 22, 231; MEW 23, 674 f.

samtkapitals dessen variabler Bestandteil (aufgrund von Produktivitätssteigerung, steigendem Ausbeutungsgrad der Arbeit etc.) fällt, produziert die Arbeit mit der Akkumulation beständig eine relative, für die Verwertungsbedürfnisse des Kapitals überschüssige und daher überflüssige Arbeiterbevölkerung. Hauptquellen dieses Überflüssigwerdens sind Repulsion, Entlassung bereits beschäftigter Arbeiter sowie erschwerte Absorption, Eingliederung der zuschüssigen Arbeiterbevölkerung. Eine weitere Quelle ist die Überarbeit des beschäftigten Teils der Arbeiterklasse, die den anderen Teil ohne Arbeit läßt, während dieser umgekehrt vermehrten Druck auf den ersteren ausübt und ihn so zur Überarbeit und zur Unterwerfung unter das Diktat des Kapitals zwingt. Die Verdammung eines Teils der Arbeiterklasse zu erzwungenem Müßiggang durch Überarbeitung des anderen Teils und umgekehrt bereichert den einzelnen Kapitalisten und beschleunigt zugleich die Produktion der industriellen Reservearmee auf einem dem Fortschritt der gesellschaftlichen Akkumulation entsprechenden Maßstab. Auf diese Weise ist die überflüssige Arbeiterbevölkerung sowohl das Produkt als auch der Hebel der Akkumulation, der Entwicklung des gesellschaftlichen Reichtums. Sie ist eine Existenzbedingung der kapitalistischen Produktionsweise, da sie für ihre wechselnden Verwertungsbedürfnisse das stets bereite ausbeutbare Menschenmaterial (unabhängig von den Schranken der wirklichen Bevölkerungszunahme) schafft.<sup>12</sup>

Arbeit verursacht Krisen. Die Ursache ökonomischer Krisen liegt letztlich in dem Widerspruch zwischen der Produktivkraft der Arbeit einerseits, den schwindenden Möglichkeiten der Kapitalverwertung andererseits begründet. (Dieser Widerspruch ist bereits in dem Widerspruch zwischen konkreter und abstrakter Arbeit angelegt.) Mit der Produktivkraftentwicklung steigt aber die Mehrwert- bzw. Ausbeutungsrate, denn die notwendige Arbeit wird verkürzt und die Mehrarbeit dadurch verlängert. Gleichzeitig aber sinkt die Menge der Arbeitskraft, die Zahl der Arbeiter, die das (im Prozeß der Akkumulation stets wachsende) Kapital in Bewegung setzt. Die Lohnkosten werden gedrückt, das variable Kapital schrumpft. Der Ausdehnung der Produktion steht die Begrenztheit der zahlungsfähigen Nachfrage gegenüber. Das Kapital kann sich nicht verwerten, die Arbeitsprodukte lassen sich nicht als Waren realisieren. Es kommt zu Überproduktion. Letzter Grund aller wirklichen Krisen ist die

---

<sup>12</sup> EB 1, 473 ff.; MEW 23, 625, 658, ff., 661, 673 f.

relative Armut und Konsumtionsbeschränkung der Massen gegenüber dem Trieb der kapitalistischen Produktion, die Produktionskräfte so zu entwickeln, als ob nur die absolute Konsumtionsfähigkeit der Gesellschaft ihre Grenze bilde.<sup>13</sup>

Arbeit als Naturbeherrschung und Naturzerstörung. Unter dem Aspekt zunehmender Naturbeherrschung beinhaltet die Entwicklung der Arbeit wesentlich zwei Momente. Einmal die Beherrschung der äußeren Natur vermittels der Produktivkräfte, zum anderen die Beherrschung der gesellschaftlichen „zweiten Natur“ (in deren Rahmen die Produktivkräfte angewendet werden). Beide Seiten zusammen stellen eine dialektisch-widersprüchliche Einheit dar. Die Natur zu beherrschen heißt nicht, wie ein Eroberer ein fremdes Volk zu beherrschen. Mit ihrem Fleisch, Blut und Hirn gehören die Menschen selbst der Natur an und stehen in ihr. Sie sind nicht Eigentümer der Natur, sondern nur deren Besitzer und Nutznießer. Sie haben sie den nachfolgenden Generationen verbessert zu hinterlassen. Die Natur zu beherrschen heißt, ihre Gesetze stets besser zu erkennen und richtiger anwenden zu lernen.

Zwar hat die Beherrschung der „zweiten“ Natur, die individuelle Freiheit innerhalb der Gesellschaft die Beherrschung der äußeren, „ersten“ Natur, d.h. die Entwicklung von Arbeit, Produktivkräften zur Voraussetzung. Doch schlägt sich die Entwicklung der Produktivkräfte nicht unmittelbar in einer Erweiterung der gesellschaftlichen Freiheit nieder. Unter der Herrschaft kapitalistischer Aneignungsformen entarten Produktivkräfte zu Destruktivkräften. Sie zerstören die menschliche Natur des Arbeiters ebenso wie die äußere Natur, den Lebensraum des Menschen. Die Aneignung der Produktionsmittel durch die gesamte Gesellschaft beseitigt nicht nur die jetzt bestehende künstliche Hemmung der Produktion, sondern auch die positive Vergeudung und Verheerung von Naturstoffen, Produktivkräften und Produkten, die gegenwärtig die unvermeidlichen Begleiter der Produktion sind<sup>14</sup>.

Arbeit als Fluch Jehovas. A. Smith begreift die Arbeit als Fluch Jehovas, den er Adam bei der Vertreibung aus dem Paradies mitgegeben hat („Du

---

<sup>13</sup> MEW 25, 254 f., 257 ff.

<sup>14</sup> MEW 3, 424; MEW 20, 106 f., 262 ff., 452 f.;  
MEW 23, 528 ff.;  
MEW 25, 784.

sollst arbeiten im Schweißde deines Angesichts“). Smith hat insofern recht, als in den historischen Formen der Arbeit als Sklaven-, Fron- und Lohnarbeit die Arbeit stets repulsiv, als äußere Zwangsarbeit erscheint, der die Nichtarbeit als Freiheit und Glück gegenübersteht. Auch unter kommunistischen Verhältnissen bleibt die Arbeit ein Reich der Notwendigkeit. Freiheit (als Einsicht in die Notwendigkeit) in diesem Gebiet setzt erstens voraus, daß die Arbeit mit der Besitzergreifung der Produktionsmittel durch die Gesellschaft gesellschaftlichen Charakter, zweitens, daß die Arbeit mit der Entfaltung der Produktivkräfte wissenschaftlichen Charakter angenommen hat. Sie besteht darin, daß die assoziierten Produzenten ihren Stoffwechsel mit der Natur rationell regeln und kontrollieren und ihn mit dem geringsten Arbeitsaufwand und den ihrer menschlichen Natur würdigsten und adäquatesten Bedingungen vollziehen. Die Unterordnung der Individuen unter die Teilung der Arbeit, damit auch der Gegensatz von körperlicher und geistiger Arbeit verschwindet.<sup>15</sup>

Arbeit als erstes Lebensbedürfnis, Freie Zeit, Reich der Freiheit. Auch auf der Grundlage gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Produktion ist die Ökonomie der Zeit (wie die planmäßige, an den Bedürfnissen der Gesellschaft orientierte Verteilung der Arbeitszeit auf die verschiedenen Zweige der Produktion) erstes ökonomisches Gesetz. Je weniger Zeit die Gesellschaft bedarf, um notwendige Mittel ihrer Existenz zu produzieren, desto mehr Zeit gewinnt sie zu anderer (alternativer) Produktion, materieller oder geistiger. Ersparung von Arbeitszeit ist gleich Vermehrung von freier Zeit, von Zeit für die volle Entfaltung des Individuums, sowohl Mußzeit als auch Zeit für höhere Tätigkeit. Die freie Zeit verwandelt ihren Besitzer in ein anderes Subjekt, als das er dann in den unmittelbaren Produktionsprozeß eintritt und als die größte Produktivkraft auf die Produktivkraft der Arbeit zurückwirkt. Frei vom physischen Bedürfnis wird die Arbeit erst wahrhaft universell, zum ersten Lebensbedürfnis. Sie wird jedoch nicht, wie Fourier meint, zum Spiel. Wirklich freies Arbeiten (z.B. Komponieren) ist zugleich verdammtester Ernst und intensivste Anstrengung.

Das wahre Reich der Freiheit beginnt, wo das Arbeiten, das durch Not und äußere Zweckmäßigkeit bestimmt ist, aufhört. Es liegt jenseits der Sphäre der eigentlichen materiellen Produktion. Erst jenseits derselben

---

<sup>15</sup> Grundrisse, 505; MEW 20, 273 f.; MEW 25, 828.

Konrad Lotter

(die immer ein Reich der Notwendigkeit bleibt) beginnt die menschliche Kraftentfaltung, die sich als Selbstzweck gilt.<sup>16</sup>

---

<sup>16</sup> EB 1, 516 f.; Grundrisse, 89, 599; MEW 19, 21; MEW 25, 828.

# WIDER|SPRUCH

In: Widerspruch Nr. 7 (01/84) Abschied von der Arbeit? (1984),  
S. 69-74

Autoren: *Ralph Marks*

Artikel

**Ralph Marks**

**Zu Praxis und Arbeit in der Philosophie**

„Das alles löst nicht den eklatanten Widerspruch, der darin besteht, daß Marx in allen Stadien seines Denkens davon ausgeht, den Menschen als *Animal laborans* zu definieren, um dann dies arbeitende Lebewesen in eine ideale Gesellschaftsordnung zu führen, in der gerade sein größtes und menschlichstes Vermögen brachliegen würde. Ungeachtet seiner Größe endet das Marxsche Werk schließlich mit einer unerträglichen Alternative zwischen produktiver Knechtschaft und unproduktiver Freiheit.“<sup>1</sup>

## *Arbeitskraft und Arbeitszeit*

Die Verdinglichung der Arbeitskraft im Produkt setzt nicht notwendig immer die gesellschaftliche Form der Entfremdung von Mensch und Produkt voraus. Vielmehr liegt das Problem darin, einerseits die notwendig zu verausgabende Arbeitszeit als meßbares Quantum an Arbeitskraft an dem Stand der Produktivkraftentwicklung je historisch zu messen, andererseits die Arbeitskraft unter solchen gesellschaftlichen Formbestimmtheiten zu verausgaben, daß für alle Menschen die notwendige Arbeitszeit zur Produktion von Subsistenzmitteln so reduziert wird, daß das „Reich der Freiheit“ nicht unproduktive Muße jenseits dieser produktiven primären Sphäre bedeutet.

---

<sup>1</sup> Hannah Arendt, *Vita Activa*, München 1960, S. 95.

Dies setzt natürlich voraus, den Arbeitsbegriff neu zu bestimmen: D.h. der Mensch ist nicht nur dann produktiv, wenn er die notwendigen Subsistenzmittel herbeischafft, sondern je immer, wenn er sich und die Natur vermittelt. Das Marx'sche Diktum bleibt bestehen, daß Arbeit „ein Prozeß zwischen Mensch und Natur (ist), worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigene Tat vermittelt, regelt und kontrolliert.“<sup>2</sup> Es bleibt bestehen: Der Mensch ist und bleibt ein Naturwesen, das zu seiner Entwicklung und Reproduktion der Vermittlung mit der Natur bedarf; die Frage ist nur die, unter welcher gesellschaftlicher Form dies geschieht. Ziel menschlicher Geschichte ist gerade nicht die Aufhebung dieses dialektischen Prozesses von Mensch und Natur, sondern die Aufhebung, dies unter Zwang, Not und einzig und allein zur Erhaltung der menschlichen Arbeitskraft zu tun. Solange dieser Vermittlungsprozeß so vonstatten geht, daß die Mehrzahl der Menschen immer wieder auf die notwendige Basis der Reproduktion der Arbeitskraft zurückgeworfen werden, ergo der Hunger der menschlichen Bedürfnisse nie ganz befriedigt wird, bleibt der Mensch diesem „Reich der Notwendigkeit“ verhaftet. Nicht Muße, Befreiung von Arbeit per se, sondern Befreiung von nur *quantitativ meßbarer* Arbeit ist Ziel menschlicher Geschichte. Die Anregung von H. Arendt in „Vita activa“ aufnehmend wäre zu fordern, den Stoffwechsel von Mensch und Natur unter *qualitativen* Gesichtspunkten zu betrachten.

Dies hieße, qualitative Differenzen von Tätigkeitsarten der Menschen zu verdinglichen; und dies könnte nur geschehen, wenn a) diese Prozesse weder dem Tauschwertcharakter unterliegen, noch b) in den Bereich fallen, der der Produktion notwendiger Subsistenzmittel geschuldet ist. Dann wären die Tätigkeiten von Handeln, Herstellen, Denken und Sprechen ebenso Modi von gesellschaftlich vermittelten Naturprozessen, wenn auch sekundärer Ordnung. Diese Tätigkeiten wären dann zwar auch unter der Kategorie Arbeit zu fassen, nur nicht in quantitativer, sondern in qualitativer Hinsicht. Auch die Natur, die im bisherigen Prozeß nur unter die Tauschwertkategorie subsumiert wurde, nur als Mittel, als quantitativ zu messendes Substrat, würde ihren qualitativen Mächtigkeitscharakter in diesem Mensch-Natur-Prozeß wiedergewinnen.

Daß die empirischen Naturwissenschaften nur den rein quantitativen Charakter der Natur erklären können, liegt zum großen Teil daran, daß sie nur als zu verkonsumierendes Arbeitsmittel „Rohstoff“ gesehen wur-

---

<sup>2</sup> MEW 23, S. 192.

de. Ökologie würde dann nicht nur rückwärtsgewandte Utopie zu einer unberührten, angeblich vormenschlichen Natur bedeuten; vielmehr würden in diesem neuen, erst zu emanzipierenden Stoffwechselprozeß Natur und Mensch qualitativ-quantitativ erscheinen. Erst auf dieser Ebene würde menschliches Handeln, als im Sinne Aristoteles' *zweckhaftes, gutes Leben* verstanden werden können. Dieses Handeln würde eigentlich erst menschliche Geschichte konstituieren, worin der Mensch und seine entäußerten Wesenskräfte sich in den Produkten erkennen, anerkennen könnten.

Dies alles würde dazu führen, den philosophischen *Praxisbegriff* neu zu bestimmen:

1. Die Praxis würde nicht nur gesehen als „Arbeit, sans phrase“, wie sie im Kapitalismus notwendig erscheint; diese Sichtweise zwingt dazu, auch Praxisformen wie Denken, Herstellen und politisches Handeln immer nur in entfremdeten Formen, in möglichst abstrakter Austauschbarkeit mit Geld zu sehen.
2. Dagegen wären Praxisformen philosophisch zu ermitteln, die je immer notwendige Verdinglichung in der menschlichen Welt hervorbringen, die weder der quantitativen Meßbarkeit noch Austauschbarkeit unterliegen; nicht indem man bestimmte Produkte, die Tauschwertcharakter bereits besitzen, aus dem Tauschzyklus entnimmt, sondern indem Arbeit auf der ursprünglichen Prozeßebene so geschieht, daß qualitative Momente der Produkte sich selbst konstituieren.
3. Dies hieße: Bisher wurde produziert, um Tauschwerte herzustellen, die auch Gebrauchswertcharakter besaßen, nun werden „Gebrauchswerte“ hergestellt, die nicht der eigentlichen Konsumtion von Lebens-Mittel entsprechen, sondern eigentlich erst Mittel zum Leben im „Reich der Freiheit“ bilden.
4. Somit wäre Arendts Interpretation von Marx' Arbeitsbegriff zurückzuweisen, die darin gipfelt, mit dem Tauschwertcharakter auch den Gebrauchswertcharakter von Tätigkeit zu eliminieren.

*„Unproduktive Freiheit“ oder freie gesellschaftliche Arbeit*

Arendt beschreibt mit dem Terminus „unproduktive Freiheit“ den heutigen landläufigen Zustand von *Freizeit*, wie er in der kapitalistischen Industriegesellschaft vorherrschend ist. Diese Art von Freizeit als „freie

Zeit“ von notwendiger Arbeit zu betrachten, stellt einen sprachlichen Euphemismus dar, da die Ordnung und der Ablauf dieser sogenannten Freizeit denselben gesellschaftlichen Restriktionen unterliegt, wie die eigentliche Arbeitssphäre. Wollte Marx wirklich den Arbeiter als animal laborans von jeglicher Arbeit befreien, um Zeit für unproduktive Muße zu erhalten?

Würde man z.B. folgendes Denkspiel machen: Alle Menschen sind fast oder ganz von notwendiger gesellschaftlicher Arbeit zu ihrer Reproduktion befreit, so gäbe es per se keine Arbeitskraft mehr, da ja Arbeitskraft als Potenz nur aktual arbeitend, prozeßhaft erscheint. Dies würde bedeuten: der Mensch braucht eigentlich keine so bezeichneten Subsistenzmittel, da diese ja bisher nur dazu dienten, diese Arbeitskraft permanentpotentiell zu erhalten und produktiv zu steigern. Dies hieße, der Mensch würde aufhören, ein Sinnenwesen zu sein, da er ja nun nicht mehr darauf angewiesen wäre, sich selbst als Naturwesen mit Natur im Stoffwechsel zu vermitteln. Somit würde eine voll technologisierte und automatisierte Gesellschaft die Natur mit der Welt als Gegenstände selbst vermitteln. Der Mensch wäre lediglich dazu da, diesen Prozeß, der außerhalb von ihm stattfindet, zu kontrollieren und die überschüssigen Produkte dieses Prozesses zu „verkonsumieren“. Der Mensch würde ein passivisch denaturiertes, sich selbst degenerierendes Wesen werden. Daß dies das Ziel menschlicher Gattung wäre, ist nicht vorstellbar.

An diesem Punkt der Aporie wäre es notwendig, auf Aristoteles zu rekurrieren. Das, was Aristoteles als das „gute Leben“ freier Bürger in der Polis bezeichnet, wäre jenes, was nun neu zu aktualisieren und anzustreben wäre. Dies kann gesellschaftlich heute nicht geschehen auf der Basis einer Sklavenhaltergesellschaft, sondern nur als Resultat der Befreiung der Menschheit von den Formen entrechteter und entfremdeter Arbeit. Hinzu müßte die Dialektik von Tausch und Gebrauchswert aufgehoben werden, als die heute noch konstitutiven Merkmale zweier Seiten einer Sache. Somit würde sich nach erfolgter Emanzipation des Menschen von der „Arbeit“ der Gebrauchswertcharakter der werkhaften, dinghaften Produkte verändern. Sprechen, Denken, Bildhauern, Malen, Dichten, Herstellen wären qualitative Umschreibungen *neuer Tätigkeitsmomente* von allgemeiner Arbeit, die in diesen Modi erstmals konkret, individuell und einmalig wird. Sind nun die Tätigkeitsmomente reiner Selbstzweck von Mensch und individuellem Prozeß, oder unterliegen auch diese Prozesse dem Zwang von Produktivitätssteigerungen? Im quantitativen Sinne von mehr geleisteter Arbeit in kürzerer Zeit ließe sich dies sicher nicht mehr

Ralph Marks

sagen. Vielleicht wäre gerade dies nicht quantitativ Steigernde die qualitativ neue Seite dieses Arbeitsprozesses einer sich individuierenden Menschheit und einer sich qualitativ-steigernden Natur.

Weitere Quellen zum Problem „Praxis und Arbeit in der Philosophie“

Manfred Riedel, „Arbeit“; in: Handbuch philosophischer Grundbegriffe, Bd. 1, München 1973, S.125-141.

Herbert Marcuse, Über die philosophischen Grundlagen des wirtschaftswissenschaftlichen Arbeitsbegriffes (1932), In: „Kultur und Gesellschaft“, Bd. 2, Frankfurt/Main 1965, S.17 f.

Aristoteles, Politik

Hannah Arendt, Vita Activa, München 1960.

Ernst Bloch, Das Prinzip Hoffnung, Frankfurt 1977 Kapitel 42: „Achtstundentag, Welt im Frieden, Freizeit und Muße, S.1039-1086.

# WIDER|SPRUCH

In: Widerspruch Nr. 7 (01/84) Abschied von der Arbeit? (1984),  
S. 75-91

Autoren: *Frank Rehberg*

Artikel

**Frank Rehberg**

**Mikroelektronik -  
Neue Technologien und ihre Auswir-  
kungen auf die Arbeit**

Was sich mit der Entwicklung und Einführung der elektronischen Datenverarbeitung in den Bereichen der materialerzeugenden Industrie (vor allem stahlerzeugende und chemische Industrie) in den 50er Jahren angekündigt hatte, löste Anfang der 60er Jahre die sog. „Automationsdebatte“ aus. Neben den beschäftigungspolitischen Aspekten (Kompensation oder Freisetzung) wurden die Fragen der Entwicklung der menschlichen Arbeit, sowie des Einflusses der Technik auf die Arbeitsorganisation und damit auf die Arbeitssituation der Beschäftigten in teil- und vollautomatisierten Produktionsprozessen diskutiert. Der Einsatz der EDV und ihre Auswirkungen auf den Produktionsprozeß und die Beschäftigten ist seither eines der beherrschenden Themen nicht nur der industriesoziologischen Diskussion geworden. Mit der Entwicklung und Einführung der Mikroelektronik und den entstehenden Informations- oder „neuen Technologien“, die zum ersten Mal auch die Automatisierung diskontinuierlicher Produktionsprozesse ermöglichen, lebt die Automationsdebatte heute als „Mikroelektronikdebatte“ wieder auf und fort. (vgl. Dostal, 1982, S. 152)

Die Mikroelektronik hat bereits, und wird im verstärkten Maße in naher Zukunft die Lebens- und Arbeitsbedingungen entscheidend ändern.

„Heliumgekühlte Computer, neue Verfahren der Nachrichten- und Fernmeldetechnik auf der Grundlage der Glasfaser- und Lasertechnik, 'intelligente' Terminals, Roboter, computergesteuerte Werkzeugmaschinen, Trasferstraßen mit Batterien von Computern, Bildplatten, die

auf einer Seite mehrere zigtausend Seiten Text speichern können, und viele andere neue technische Systeme sind Beispiele für die gegenwärtige und zukünftige Dynamik auf dem Gebiet der Informationstechnologien. Diese Technologien werden dabei systematisch der 'flächendeckenden' Infrastruktur der Gesellschaft implementiert“.

Die Aktualität und die Brisanz der Diskussion über die Mikroelektronik ergibt sich zum einen aus ihren bereits feststellbaren Auswirkungen auf die betriebliche Arbeit (zu erwähnen ist hier die Diskussion über die These der Polarisierung der Qualifikationen bei zunehmender Automatisierung), sowie die aus der Geschwindigkeit ihrer Durchsetzung in den Betrieben (vgl. IGM-Untersuchung 1983, auf die später noch eingegangen wird) und ihren gesamtgesellschaftlichen Konsequenzen (zu denken ist hier vor allem an die Verkabelung der BRD mit Glasfaserkabeln und der Aufbau eines staatlichen Überwachungsapparates auf EDV-Basis: vgl. U. Briefs, 6/1981, S.736 ff; Steinmüller, 1982, S. 152 ff).

#### *Eine neue industrielle Revolution?*

Ob die Entwicklung und Anwendung der Mikroelektronik eine zweite industrielle Revolution (vgl. Steinmüller 1981, S. 152) oder eine dritte (Feser/Lärm, 1983, S. 552) darstellt, sei dahingestellt. Sicher ist jedoch, daß es sich um eine neue technologische Produktionsweise handelt, die sich von der Produktionsweise unterscheidet, die mit der ersten industriellen Revolution entstand. Jene brachte die Mechanisierung der körperlichen Arbeit mit sich, d.h. die Ersetzung lebendiger Arbeit durch technische Mittel.

„Einzelne Elemente einer solchen neuen technologischen Produktionsweise, deren Kern die Übertragung geistig-intellektueller, informationsverarbeitender oder logischer Arbeitsfunktionen des Menschen auf technische Arbeitsmittel darstellt, nehmen seit etwa zwei Jahrzehnten Gestalt an und beginnen seit den siebziger Jahren Arbeitstätigkeiten und -bedingungen wachsender Gruppen der Arbeiterklasse und der lohnabhängigen Mittelschichten zu prägen.“ (Leisewitz, 1983, S. 91)

Die herkömmliche EDV, die die Mechanisierung der geistigen Arbeit in den 50er Jahren einleitete, war aufgrund ihrer Konditionierung nur zu Massenberechnungsprozessen fähig und damit zur Steuerung kontinuierlicher, d.h. verfahrenstechnischer Prozesse. Gleichwohl bildet sie den Kern der Automation.

Mit der Entwicklung der Mikroelektronik und ihres bekanntesten Produkts, dem *Mikroprozessor*, der einem frei programmierbaren Minicomputer gleichkommt (Relevanz in der BRD seit 1976), ändert sich durch Integration dieser Technik in die EDV deren Anwendungsbereich und der übrigen Informationstechnologien. Die Mikroelektronik als Technologie der Höchstintegration von Schaltfunktionen stellt die Schlüsseltechnologie der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts dar. Sie ist eine universell einsetzbare Technologie, die sowohl Breiten- wie Kettenwirkungen zeigt, technische wie wirtschaftlich-gesellschaftliche Folgen nach sich zieht, und deren Einfluß auf Wirtschaftszweige und Berufe nicht kanalisierbar ist (vgl. Dostal, 1982 A, S. 152). Die enormen Flexibilitätspotentiale, die die Mikroelektronik zur Verfügung stellt, verändern vor allem die Rolle der EDV, bei der neben der Funktion als Arbeitsmittel nun deren Funktion als Organisationstechnologie immer stärker in den Vordergrund tritt.

„Als Arbeitsmittel dienen sie dazu, Arbeit auszuführen und zu produktiven Prozessen durch die Produktion von Informationen direkt oder indirekt beizutragen. Als Organisationsmittel dienen sie dazu, im Rahmen der herrschenden Verhältnisse die Strukturen und Prozesse der Produktion und der Verwaltung zu planen und zu organisieren.“ (Briefs, 6/1981, S. 741)

Von der Produktionstechnik unterscheidet sich die Organisationstechnologie vor allem dadurch, daß sie nicht in einem direkten, sondern organisatorisch vermittelten Verhältnis zum Produktionsobjekt steht, sich auf einen Organisationszusammenhang stützt, keine neuen Produktionskapazitäten schafft, sondern vorhandene ausnutzt und optimiert, indem sie Produktionsmittel und Arbeitskräfte steuert (vgl. Brandt u.a., 1978, S. 67). Damit wird die schrittweise Automatisierung aller Produktionsprozesse ermöglicht, der Flexibilitätsgarant Mensch entbehrlich.

„Das enorme Innovationspotential der nunmehr erreichbaren Automatisierungsstufe hoher Elastizität eignet sich in der Produktion zu einer Individualisierung der Güterangebote und in der Verwaltung zum Abbau starrer Bürokratisierung.“ (Staudt, 1981, S. 25)

Der Zugewinn an Flexibilität der neuen Technologien geht mit einer Miniaturisierung der Bauteile, sowie mit einem enormen Preisverfall einher. Schon heute sind 50 % der EDV-Anwender Betriebe mit weniger als 50 Beschäftigten. Der besondere Gebrauchswert der neuen Technologien liegt in ihrer systematischen Entwicklung und Nutzung zur Rationalisierung und Veränderung der Produktionsprozesse und damit der

Arbeits- und Lebensbedingungen im Interesse des Kapitals. Die Nutzung der Mikroelektronik für den Konsumbereich, z.B. in Form von Telespielen und Taschenrechnern ist dabei sekundär.

„Die neuen informationsverarbeitenden Technologien auf mikroelektronischer Basis spielen in der Strategie des Kapitals zur Effektivierung seines Reproduktionsprozesses durch Steigerung der Arbeitsproduktivität eine zentrale Rolle, weil sie (...) nicht nur dazu beitragen, lebendige Arbeit einzusparen, sondern auch die Fondsintensität senken, den Aufwand an Produktionsmitteln und Material- und Energieintensität relativ fallen lassen.“ (Leisewitz, 5/1983, S. 41)

#### *Rationalisierungsschwerpunkte*

Die neuen informationsverarbeitenden Technologien ermöglichen und erfordern auch Veränderungen in drei Bereichen. Eine Veränderung der *Betriebs- und Arbeitsorganisation*, vor allem durch den Einsatz von Steuerungssystemen (Fertigungssteuerung, BDE-Systeme u.a.) hin zu einer horizontalen und vertikalen Integration von Führungs- und Fertigungsfunktionen.

Eine Veränderung der *Produkte*, einerseits durch Substitution ehemals elektromagnetischer bzw. -mechanischer Bauteile durch elektronische, andererseits durch eine Umgestaltung der Produkte, um die Produktion mittels automatisierter Produktionsmittel oder Produktionsprozesse zu ermöglichen (Bsp. hierfür ist die Montagehalle für den Audi 100 in Ingolstadt, die nur durch die Veränderung verschiedener Karosserieteile möglich wurde).

Drittens durch eine Veränderung der *Produktionsmittel*, die deren Produktivität und Flexibilität erhöht, indem sie steuerbar bzw. programmierbar werden (z.B. CNC-Maschinen). Während gegenwärtig in der BRD noch rund drei Viertel (75,3 t) aller Erwerbstätigen mit einfachem Gerät auf niedrigem Niveau arbeiten (Hammer, Schreibzeug, Handbohrmaschine u.a.), und nur ca. ein Viertel mit Maschinen und Anlagen der mittleren oder höheren Mechanisierungsstufe und automatischen Anlagen (Werkzeugmaschine, EDV-Anlage, automatische Walzstraße), wird sich dieses Verhältnis in naher Zukunft umkehren.

Zirka die Hälfte aller Erwerbstätigen werden mittelfristig durch den Einsatz neuer Technologien an ihrem Arbeitsplatz betroffen sein (vgl. Lorenz, 1982, S. 49; Briefs 1980), wobei sich dieser Anteil durchaus erhöhen kann, da „... es den Anschein (hat), als sei ein Großteil der Er-

findungen zur Mechanisierung der geistigen Arbeit noch gar nicht gemacht“ (Steinmüller, 1981, S. 155).

Aufschluß über den Verbreitungsgrad neuer Technologien in der Produktion gibt die wohl aktuellste Studie auf diesem Gebiet, die von der IG-Metall im Rahmen des 14. Gewerkschaftstages in München der Öffentlichkeit vorgestellt wurde, und deren Ergebnisse all diejenigen widerlegt, die von einer schrittweisen und langsameren Durchsetzung der neuen Technologien ausgegangen sind. Die Erhebung, die von Mitte 1982 bis 1983 durchgeführt wurde und 934 Betriebe der Metallwirtschaft mit Belegschaften von unter 500 bis über 2.000 Mann in allen Bezirken erfaßte, (das sind 14 % aller Betriebe dieser Größenordnung), ergibt folgendes Bild:

In 64 % aller Betriebe (in 88 %, aller Großbetriebe über 2.000 Mitarbeiter) waren NC/CNC-Maschinen eingeführt, in 26 % (48 %) Bearbeitungszentren und flexible Fertigungssysteme, in 12 % (32 %) Industrieroboter, in 12% (23 %) automatische Montagesysteme, in 36 t (76 %) EDV-Meß- und Prüfsystem, in 36 % (68 %) EDV-gestützte Fertigungssteuerung, in 74 % (81 %) EDV-Betriebsdatenerfassung, in 12 % (40 %) automatische Hochregallager, in 64 % (88 %) EDV-unterstützte Sachbearbeitung, in 17 % (53 %) cad-Systeme, in 28 % (55 %) Personalinformationssysteme, in 42 % (72 %) EDV-Textverarbeitung und in 81 % (96 %) der Betriebe gab es Bildschirmstationen (vgl. IGM, 1983, S. 13 ff)

Hauptschwerpunkt der Rationalisierungen in den Betrieben ist und bleibt vor allem die *Fertigung*, daneben aber vor allem die Bereiche der Fertigungssteuerung und -planung, der Konstruktion Investitionszuwachs von 40 % gegenüber 1978-1980), die Materialwirtschaft, sowie Lager, Vertrieb und Verwaltung (vgl. Schneider, 2/1983, S. 66). Dabei ist festzustellen, daß die in verschiedenen Abteilungen eingesetzten Technologien zunehmend *vernetz*t werden.

„Die technologische Integrationstendenz – ein Grundzug der neuen Technologien und insbesondere der elektronischen Datenverarbeitung – führt weiterhin zur zunehmenden Vereinheitlichung und Standardisierung von Systembestandteilen und zur immer weiteren Erfassung und damit Angleichung von Arbeits- und Kommunikationsprozessen, die immer stärker ohne menschliches Dazwischentreten ineinander greifen.“ (Briefs, 1980, S. 55)

Der Grad der Durchdringung betrieblicher Produktionsprozesse durch die neuen Technologien, sowie deren Vernetzung und die Automatisie-

Die Entwicklung der Produktion ist nach Branchen unterschiedlich. Während die Elektroindustrie neben den traditionellen verfahrenstechnischen Produktionsprozessen einen hohen Grad an Automation der Produktion aufweist, scheint sich diese Entwicklung im Bereich der Automobil- und Maschinenbauindustrie nicht mit gleicher Brisanz darzustellen (vgl. Benz-Overhage, 1982, S. 557 f.). Typisch für alle Bereiche ist jedoch – und das weist auf die spezifisch kapitalistische Determinierung des Einsatzes von Technik im Produktionsprozeß hin –, daß es trotz vorhandener Technik immer noch „Mechanisierungslücken“ gibt, die zumeist mit schwer belastenden, entqualifizierten Arbeiten korrespondieren (siehe dazu u.a. Wickler u.a., 1976, Benz-Overhage u.a., 1982).

Auswirkungen auf die Arbeitsbedingungen von Arbeitern und Angestellten

Wie schon angedeutet wurde, haben die neuen Technologien zentrale Bedeutung für die Veränderung der Betriebsorganisation. Als These läßt sich formulieren, daß durch die neuen Informationstechnologien und ihre Vernetzung das als durchgängig anzusehende Problem der *Leistungsstruktur* der Unternehmen, „... das Verhältnis zwischen fachlicher Koordinierungstätigkeit und einer klaren von der Unternehmensspitze her abzuleitenden Verantwortungshierarchie ...“ (Herkommer/Bierbaum, 1979, S. 83), tendenziell technisch-organisierbar lösbar wird. Dezentral erfaßte Daten werden on-line weitergeleitet und ergeben bei real-time Verarbeitung ein jederzeit genaues Bild an zentraler Stelle über den Produktionsprozeß.

„Die Integration der verschiedenen betrieblichen Datenverarbeitungsprozesse durch EDV-Systeme führt zu einer vollständigen organisatorischen Einbettung des Computers in die Informationsstruktur eines Unternehmens. Durch zentralisierte Speicherung in Datenbanken und integrierte Verarbeitung werden Datenkomplexe der operativen Ebene (Rechnungswesen, Produktion, Vertrieb, Personalwesen usw.) miteinander verknüpft. Diese horizontale Integration auf der unteren Ebene innerhalb der betrieblichen Informations- und Kommunikationsstruktur wird über die vollständige ‘Programmierung’ der Verarbeitung und des Verarbeitungsablaufs durch integrierte EDV-Systeme erreicht. (...) Die vertikale Information und Kommunikation im Unternehmen wird ebenfalls verstärkt formalisiert und automatisiert. Zweck dieser Mechanisierung und Objektivierung ist die bessere Planbarkeit und Kon-

trolle der ausführenden Arbeitsbereiche; die operativen Datenkomplexe dienen dabei als Informationsbasis“ (Brödner u.a., 1981, S. 86 f).

Damit erhält das Management über die nun größtmögliche Transparenz des Produktionsprozesses einen unmittelbaren Zugriff auf die Produktion. Alle von der Norm abweichenden Aktivitäten sind quasi durch Computerknopfdruck ersichtlich. Dies bedeutet nicht nur eine umfassende Kontrolle der Beschäftigten, sondern auch einen Funktionsverlust für verschiedene Abteilungen und der darin Beschäftigten. Deutlich wird dies z.B. bei der Meisterfunktion, die im Zuge der Einführung von BDE- und Fertigungssteuerungssystemen Aufgaben wie die Arbeitszuteilung, die Auftragsfeinterminierung und die Kontrolle verlieren kann.

„Der Einsatz von Computertechnologien führt in den untersuchten Betrieben der elektrotechnischen Industrie, der Automobilindustrie und des Maschinenbaus nicht nur zu Veränderungen der Produktions- und Arbeitsprozesse, sondern auch zu einschneidenden Folgen für die Arbeits- und Lebensbedingungen der dort Beschäftigten.“ (Benz-Overhage u.a., 1982, S. 557)

Um die Frage der Entwicklung der Qualifikationsanforderungen bei Einführung neuer Techniken generell, wie bei Automatisierung speziell, ist, wie anfangs angedeutet wurde, ein Streit um die „*Polarisierungsthese*“ entbrannt. Während die „Projektgruppe Automation und Qualifikation“ von einer Höherqualifizierungstendenz bei Automationstätigkeiten ausgeht (vgl. PAQ, 1978; ähnlich äußert sich neuerdings Kern/Schumann, 1982, S. 353 ff), stützen die anderen empirischen Untersuchungen die These der Polarisierung des Gesamtarbeiters (vgl. u.a., Mickler u.a., 1976, 1981, Benz-Overhage u.a., 1982, Brandt, u.a., 1978).

„Ihre (der neuen Technologien, d.V.) unter den herrschenden Bedingungen sozialökonomischen Bedingungen polarisierende Wirkung auf den Gesamtarbeiter ist, keineswegs nur auf die Qualifikation bezogen, nicht zu übersehen und findet in einschlägigen Untersuchungen ihre Darstellung“ (Leisewitz, 1983, S. 103).

Dabei darf die Polarisierung als Tendenz zur Dequalifizierung der Masse der Beschäftigten, bei Halten oder Steigerung des Qualifikationsniveaus einer Minderheit, natürlich nicht als Senkung der Qualifikation des Gesamtarbeiters interpretiert werden, denn der enorme technische Fortschritt ist ja an sich gerade der Ausdruck der Höherentwicklung der Produktivkräfte. Einige Ergebnisse der Studie „Neue Technologien und alternative Arbeitsgestaltung“ (Benz-Overhage u.a., 1982) sollen kurz ein Bild über die Veränderungen im Bereich der Arbeiter vermitteln.

Im *Automobilbau* und speziell im vom Robotereinsatz betroffenen Rohbau kommt es zu einem Wandel der Tätigkeitsstrukturen, „der als Polarisierungs- und zugleich Differenzierungsprozeß begriffen werden kann“ (S. 560; vgl. auch Mickler u.a., 1981). Es entstehen zwar neue Tätigkeiten der Anlagenführung und -überwachung, sowie erhöhte Anforderungen an das Instandhaltungspersonal, jedoch verbleiben eine größere Anzahl inhaltsarmer Tätigkeiten, die den Jedermannsqualifikationen zuzuordnen sind (Diese Befunde gleichen denen der frühen Automationsstudien: vgl. Kern/Schumann, 1970).

In der *elektronischen Industrie* führt der auf dem Einsatz der Mikroelektronik beruhende Automatisierungsprozeß zu einschneidenden Veränderungen quantitativer wie qualitativer Art für den Arbeitskräfteeinsatz und -bedarf.

„In der elektromechanischen Fertigung war die Montage der Bereich, in dem Tätigkeiten auf einfachem bis mittlerem Qualifikationsniveau dominierten. Infolge der Vereinfachung, Standardisierung und Teilautomatisierung der Montageprozesse werden die in der Fertigung noch geforderten Tätigkeiten nicht nur quantitativ erheblich verringert, sondern auch auf Hilfsfunktionen mit dem Charakter von Jedermannstätigkeiten reduziert“ (S. 562).

Für den *Maschinenbau* deutet sich eine Auflösung der Produktionsfacharbeit an, wobei die Entwicklung der Qualifikationspolarisierung nicht eindeutig zu bestimmen ist (vgl. S. 546 f).

„Diese Entwicklungstendenzen (verstärkte Arbeitsteilung bei Einführung der NC-Technologie, nur jede siebte CMC-Maschine wird durch den Arbeiter programmiert, ansonsten erfolgt die .Programmierung zentral in der Arbeitsvorbereitung, d.V.) lassen vermuten, daß Facharbeit lediglich dort von arbeitsteiligen Einsatzbedingungen verschont bleibt, wo variierend Anforderungen des Marktes und kundennahe Fertigung Qualifikation und Flexibilität der Facharbeiter zwingend erfordert. Für die Mehrzahl der vom NC-Maschineneinsatz betroffenen Facharbeiter zeichnet sich hingegen ein ähnliches Arbeiterschicksal ab, wie es Arbeitsgruppen im Verlauf der Durchsetzung tayloristischer Arbeitsgestaltung erlebten: Die Reduktion der Arbeit auf 'Restarbeiten' mit einschneidenden Konsequenzen für die Arbeitsautonomie, das Qualifikationsniveau und die Belastungsstruktur“ (Benz-Overhage, 2/1983, S.82)

Auch auf der Ebene der Angestelltentätigkeiten ergibt sich ein zwiespältiges Bild bezüglich der Qualifikationsentwicklung. Während Angestellte

der unteren Qualifikationsgruppen in der Metallindustrie – deren Arbeit meist weitgehend formalisiert ist und Routinecharakter trägt – bei Einführung neuer Techniken eine weitere Reduktion der qualifikatorischen Anforderungen, durch eine Zunahme der Standardisierung, Rationalisierung und Spezialisierung ihrer Tätigkeit zu erwarten haben, lösen sie bei mittleren Angestellten zum Teil Einengung von Arbeitsinhalten aus, zum Teil führen sie zu Arbeitserweiterungen. Alle bei den oberen Angestelltingruppen ist die Einführung neuer Techniken mit der Erweiterung von Entscheidungsmöglichkeiten verbunden und trägt zur Erhöhung der Qualifikation bei (vgl. Kudera u.a., 1979, zit. nach; Leisewitz, 1983, S. 104).

In der geschichtlichen Entwicklung der Arbeitsteilung zwischen Planung und Ausführung wurde zunächst das Wissen der Facharbeiter auf die Produktionsplaner (in die der Fertigung vorgelagerten Bereiche) verlagert. Durch den Einsatz der EDV in der Konstruktion (CAD-Systeme) und Arbeitsvorbereitung (CAP-, BDE-, Fertigsteuerungssysteme) wird nun eine Phase eingeleitet, in der di( Wissen in standardisierte Programme übergeht. Nicht mehr Erfahrung und Wissen sind gefragt, sondern Flexibilität, sich den jeweiligen Computerprogrammen anzupassen.

„Die bisherige Anwendungspraxis von CAD/CAP-Systemen führte zu einer Aufspaltung in Arbeiten mit niedrigen und in solche mit hohen Qualifikationsanforderungen: Polarisierung der Qualifikation“ (Zimmermann, 1982, S. 12).

Die gemachten Feststellungen sind jedoch nicht nur in der Industrie, sondern auch im Dienstleistungssektor wiederzufinden, die „Rationalisierung der Kopfarbeit“ (Brödner) macht vor keiner Branche halt (vgl. Brandt u.a., 1978, S. 191 ff).

„Die neuen Technologien machen damit einen Großteil der traditionellen Vorstellungen über Beruf, Berufsinhalte usw. hinfällig, ohne daß sie neue konsistente Berufsinhalte, einen neuen Begriff von ‘Qualifikation’ für die Betroffenen an die Stelle der beseitigten und zerstörten Berufsinhalte treten lassen. (...) Der Beruf wird abgelöst vom temporären, zumeist schnell wieder vergessenen Job’ ein Begriff, der zugleich ein Hauptbegriff der Sprachen der EDV-Systeme ist“ (Briefs, 1980, S. 77).

Neben die Frage der Qualifikationsentwicklung treten vor allem die Fragen der Entwicklung der *Belastungen* und der *Handlungsspielräume* der Beschäftigten, die im Hinblick auf die neuen Technologien vor allem durch deren ausgedehnte Kontrollmechanismen gekennzeichnet sind.

Generell kann davon ausgegangen werden, daß mit der Anbindung an die Maschine der Handlungsspielraum beschnitten wird. Dies zeigt sich exemplarisch bei Angestellten, die an EDV-Arbeitsplätzen arbeiten: hier wird die Art der Auftragsabwicklung durch die Software bestimmt, die zeitlichen Dispositionsspielräume nehmen ab (vgl. Brandt u.a., 1978, S. 376).

Jede Bildschirmarbeit ist zusätzlich über BDE-Systeme kontrollierbar, Zeitüberschreitungen und Fehler damit erfaßbar und, wenn keine Betriebsvereinbarungen existieren, dem einzelnen zurechenbar. Gerade die Einführung und Anwendung von BDE-Systemen ermöglicht das weitere Aufspüren von „Rationalisierungslücken“ und kann damit zur weiteren Intensivierung der Arbeit führen. Erfahrungsgemäß führt schon allein die Gegenwart von Kontrollsystemen dazu, daß sich die Arbeitnehmer gegenseitig anspornen und somit eine Produktivitätssteigerung erreicht wird. Personalinformationssysteme und BDE-Systeme ermöglichen dabei dem Management eine bisher in diesem Ausmaß unbekannte Kontrolle über die Arbeitnehmer.

Im Zuge der Einführung neuer Techniken kommt es im Bereich der Belastungen zu einer Verschiebung. Während die körperlichen Belastungen abnehmen – Ausnahmen stellen dabei die Mechanisierungslücken mit körperlich belastender Arbeit dar, die Augenbelastung bei der Arbeit an Bildschirmgeräten, eine Intensivierung der Arbeit z.B. in der Maschinenbauindustrie bei Wegfall unproduktiver Zeiten (siehe oben) –, nehmen die psychischen Belastungen zu. Beispiele hierfür sind Kontrollaufgaben mit einem hohen Maß an geforderter Konzentration, Monotonisierung und Verdichtung der Arbeit, Zunahme von Schichtarbeit aber auch das Gefühl, einer ständigen Kontrolle zu unterliegen (zur Entwicklung der Belastungen siehe: Herkommer/Bierbaum, 1979, S. 120 ff, Zimmermann 1982, Bd. 5, IGH 1983, S. 69 ff).

Die Antworten von Betriebsräten geben z.B. die typischen Belastungen beim Robotereinsatz an: Abnahme der körperlichen Belastungen, Erhöhung des Arbeitstempos, Einengung von Handlungsspielräumen, Zunahme der Monotonie, der psychischen Belastung, der sozialen Isolation und oft Zunahme der Restarbeit (vgl. IGM, 1983, S. 36).

„Die Übernahme menschlicher Arbeitsfunktionen durch technische Mittel, insbesondere die Vergegenständlichung logischer Funktionen in den arbeitsablaufstrukturierenden Programmen, wird (...) zum Instrument der stärkeren Fesselung der lebendigen Arbeit an die gegenständlichen Produktionsmittel . (...) Wachsende Unterordnung der lebendi-

gen Arbeit unter den bestimmenden Gang des Arbeitsmittels verleiht zugleich den betrieblichen Unterstellungsverhältnissen, die immer auch Mittel der Abpressung von Mehrarbeit sind, eine gegenüber ihrer personenbezogenen Durchsetzung ausgeprägtere technische Struktur“ (Leisewitz, 1983, S. 103).

*Beschäftigungsauswirkungen des Einsatzes neuer Techniken*

In der Diskussion um die Mikroelektronik und die neuen Technologien steht zumeist der beschäftigungspolitische Aspekt im Vordergrund. Dies verwundert nicht, wenn man täglich in den Zeitungen lesen kann, daß selbst expandierende Unternehmen, wie z.B. die Opelwerke, im großem Maße Arbeitsplätze mit Hilfe neuer Technologien, z.B. durch verstärkten Robotereinsatz, abbauen wollen oder bereits abgebaut haben.

Die IGM-Studie 1983 verweist auf diese Entwicklung. Aus über der Hälfte der untersuchten Betriebe wird von sinkenden Beschäftigungszahlen berichtet. Für die nächsten Jahre erwarten 59 % der befragten Betriebsräte ein weiteres Absinken der Beschäftigtenzahl. So kommt die IGM zu den Schlußfolgerungen, daß bei sinkendem Umsatz sich die Zahl der Beschäftigten verringert, aber auch bei steigendem Umsatz erhebliche Beschäftigungsrisiken bestehen, und für die Betriebe der Metallwirtschaft selbst bei guter Auslastung der Produktion keine Steigerung der Beschäftigtenzahl zu erwarten sei (vgl. IGM, 1983, S. 78 ff).

„Die Ergebnisse ... (lassen) vermuten, daß in nicht allzuferner Zukunft zumindest in Teilbereichen der industriellen Produktion mit einem dramatischen Rückgang der Beschäftigtenzahlen (...) zu rechnen ist.“ (Benz-Overhage, u.a., 1982, S. 557)

Die Größenordnungen der zukünftigen Substitution lebendiger Arbeit lassen sich ermessen, wenn man sieht, was die Siemensstudie „Büro 1990“ (mittlerweile abgelöst durch die Studie „Büro 2000“, die jedoch (wohlweislich ?) nicht veröffentlicht wurde) vorhersagt. Allein im Bereich der Büroarbeiten werden bis 1990 durch die Einführung der automatischen Textverarbeitung 1,5 Millionen Arbeitsplätze wegfallen. Für den gewerblichen Bereich wird geschätzt, daß allein 700.000 Arbeitsplätze durch den Einsatz von Mikroprozessoren anstelle traditioneller elektromagnetischer Bestandteile zur Steuerung von Maschinen bedroht sind (vgl. Briefs, 1980, S. 70 f). Konnten in den vergangenen dreißig Jahren die aufgrund technischer Innovationen entlassenen Arbeitskräfte in anderen Branchen unterkommen (abgesehen von Krisenzeiten), so scheint es mit den „Selbtheilungskräften“ des Marktes vor allem im

Zuge der anhaltenden Krise endgültig vorbei zu sein. Momentan sind keine Kompensationsmöglichkeiten in Sicht.

Die Frage, ob es durch die verstärkte Einführung neuer Techniken zu einer konjunkturunabhängigen, technologisch bedingten Massenarbeitslosigkeit kommt, versuchen H.D. Feser/T. Lärm in ihrem Artikel „*Arbeitslosigkeit und Mikroelektronik*“ (1982, S. 531 ff) anhand neuester Zahlen und genauer Analysen zu beantworten. Dabei wird festgestellt, daß es zu einem deutlichen Zuwachs der Ersatzinvestitionen seit 1976 gekommen ist. Seit diesem Zeitpunkt machen sie zusammen mit den Rationalisierungsinvestitionen rund drei Viertel des gesamten Investitionsvolumens aus (vgl. S. 534). Bei anhaltender globaler Nachfrageschwäche und einer Veränderung der Investitionsstruktur zugunsten von Ersatzinvestitionen mit dem Charakter von Verbesserungsinvestitionen bedeutet dies, daß bei gleichbleibend hohem Niveau der Rationalisierungsinvestitionen Freisetzungseffekte auftreten, die heute nicht mehr über den tertiären Sektor kompensiert werden können. Gerade bei der Mikroelektronik stellt sich der spezielle Fall ein, daß sich aufgrund der enormen Preissenkungen in diesem Bereich die Menge der Rationalisierungsinstrumente erhöht, ohne daß sich die Investitionsstruktur verändert (vgl. S. 547). Hinzu kommt, wie oben angedeutet wurde, daß der tertiäre Sektor selber verstärkten Rationalisierungen unterworfen ist. Für die Autoren bleibt folgender Schluß:

„Die künftige verstärkte, keineswegs abgeschlossene Diffusion der Mikroelektronik als Basisinnovation sowie die darauf aufbauenden Folgeninnovationen werden das Produktivitätspotential in Industrie-, Dienstleistungs- und Verwaltungsbereichen erheblich steigern. (...) Trotz gewisser Wachstumsimpulse wird die breite Einführung und Anwendung der Mikroelektronik die Tendenz zum 'jobless growth' verstärken, wenn nicht gar in Richtung eines 'joblost growth' weiterentwickeln. Zunehmend gerät auch der tertiäre Sektor in den Sog dieser Entwicklung. Bei tendenziell steigendem öffentlichen Aufgabenvolumen erfordert eine Aufgabenerfüllung ohne Veränderung der staatlichen Aufgabenquote weitere Rationalisierungsmaßnahmen. Das Phänomen des wirtschaftlichen oder aufgabenspezifischen Wachstums ohne zusätzliche Arbeitsplätze (jobless growth) wird folglich auch hier zum dominanten Entwicklungsmuster“ (S. 552 f).

Die Frage, ob wir am Beginn einer Periode „technologischer“ Arbeitslosigkeit stehen, kann angesichts der beschriebenen Umstände nur als rhetorisch gemeint sein, wenn in diesen Prozeß nicht eingegriffen wird.

*Alternativen der Technikanwendung*

Der Prozeß, die aufgrund der Verbesserung der Produktivkräfte erreichbaren Produktivitätssteigerungen nur dem Kapital zukommen zu lassen und damit die Existenzgrundlage der Lohnabhängigen zu gefährden, kann nur gestoppt werden, wenn es gelingt, den Produktivitätsfortschritt für die zu nutzen, die ihn erwirtschaftet haben. Einen Weg dahin zeigt die Strategie eines großen Teils der Gewerkschaften, diesen Produktivitätsfortschritt in Freizeit umzusetzen, d.h. die 35-Stunden-Woche einzuführen. Der Kampf darum wird die sozialen Auseinandersetzungen des nächsten Jahres prägen und sein Ausgang über den Arbeitsplatz vieler Kollegen entscheiden.

Für den Bereich der Arbeitsbedingungen gilt es, verstärkt nach Möglichkeiten alternativer Arbeitsgestaltung zu suchen, sich die Möglichkeiten der Mikroelektronik für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen zunutze zu machen. Daß die neuen Technologien nicht *per se* eine Verschlechterung der Arbeitsbedingungen mit sich bringen, ist mittlerweile weitgehend unumstritten. Dies bedeutet nicht, daß jegliche Technik, ihrer Anwendungsintention entkleidet, automatisch positive Momente für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen enthält. Als Produkte der gesellschaftlichen Entwicklung trägt die Technik ebenso wie ihre Entwicklung in sich die Widersprüchlichkeit dieser Gesellschaft. Der Beschluß des letzten IGM-Gewerkschaftstages, die Einführung von Personalinformationssystemen unter allen Umständen und ohne Kompromisse zu verhindern, zeigt, daß auch die Gewerkschaften erkannt haben, daß nicht jede technische Neuerung eine soziale Komponente in sich trägt, die man sich nur nutzbar machen muß.

Gleichwohl läßt sich zeigen, daß die Anwendung der Mikroelektronik die Requalifizierung von Arbeitskräften ermöglichen kann. Verwiesen sei hier nur auf die Möglichkeit der Werkstattprogrammierung von CMC-Maschinen; sie bietet zentrale Voraussetzungen, Formen der Arbeitsgestaltung mit einem umfassenden Spektrum an Qualifikationsanforderungen zu realisieren (vgl. Benz-Overhage, 2/1983, S. 86).

Ihre Grenzen findet die Durchsetzungsmöglichkeit alternativer Technikanwendungen allerdings dort, wo sie mit dem Verwertungsinteresse des Kapitals kollidiert. Und hier beginnt die Auseinandersetzung, die auf eine grundsätzliche Umgestaltung der betrieblichen und damit der gesellschaftlichen Machtverhältnisse verweist (zu Grenzen neuer Arbeitsformen siehe auch: Altmann u.a., 1982). Solange diese Ebene jedoch noch

nicht erreicht ist, muß es darum gehen, Alternativen der Technikanwendung auch innerhalb des Systems zu entwickeln, für die insbesondere die Computertechnologie ein weites Feld der Produktkonversion bietet (vgl. Briefs, 12/1982, S. 455). Bei der Entwicklung solcher Alternativen tun sich gerade für die Wissenschaftler wichtige Bereiche der Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften auf.

Literaturverzeichnis:

Altmann Norbert u.a. (1982): Grenzen neuer Arbeitsformen, Frankfurt/New York.

Briefs Ulrich, (1980): Arbeiten ohne Perspektive?, Köln.

ders. (6/1981): Mit neuen Technologien in eine neue Gesellschaft ? In: Blätter für deutsche und internationale Politik, 6/1981, S. 736-751.

ders. (12/1982): Bessere Arbeitsbedingungen statt verschärfter Rationalisierung. In: Die Mitbestimmung, 12/1982, S. 455.

Brandt G. u.a. (1978): Computer und Arbeitsprozeß, Frankfurt/New York.

Dostal Werner (1982 A): 5 Jahre Mikroelektronikdiskussion. In: Mittelweg 2, 1982, S. 151-166.

ders. (1982 B): Beschäftigungspolitische Wirkungen der Mikroelektronik. In: Meyer-Abich Klaus M./Steger Ulrich (Hrsg.): Mikroelektronik und Dezentralisation, Westberlin, S. 97-109.

Benz-Overhage Karin (2/1983): Automatisierung der Fertigung im Maschinenbau und ihre Folgen auf die Arbeitsplatzgestaltung. In: WSI-Mitteilungen, 2/1983, S. 79-88

dies. u. a. (1982): Neue Technologien und alternative Arbeitsgestaltung, Frankfurt/New York.

Brödner Peter u.a. (1981): Der programmierte Kopf, Westberlin.

Feser Hans-Dieter/Lärm Thomas (1982): Strukturelle Arbeitslosigkeit – technologischer Wandel und der Einfluß der Mikroelektronik. In: Leviathan, 4, S. 531-554-

Herkommer Sebastian/Bierbaum Heinz (1979): Industriesoziologie, Stuttgart.

Frank Rehberg

Hondrich Karl-Otto (1982): Wieviel Gutes hat die Krise und wieviel Krise ist gut? In: J. Matthes (Hg), *Krise der Arbeitsgesellschaft ? – Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982*, Frankfurt/New York, 1983, S. 278-292.

IG-Metall (hrsg.) (1983): *Maschinen wollen sie, uns Menschen nicht – Rationalisierung in der Metallwirtschaft*, Kurzfassung der IGM-Studie, Oktober 1983.

Kern Horst/Schumann Michael (1970): *Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein*, Frankfurt/Main.

dies. (1982): *Arbeit und Sozialcharakter – alte und neue Konturen*. In: J. Matthes (Hg). ebd., S. 353-365.

Leisewitz Andre (1983): *Neue Technologien und Arbeiterklasse – zur Entwicklung des Produktivkraftsystems in der Bundesrepublik*. In: *IMSF-Jahrbuch*, 6, Frankfurt/Main, S. 84-106.

ders. (5/1983): *Auf dem Weg zur automatischen Fabrik ?* In: *Marxistische Blätter* 5/1983, S. 38-44.

Lorenz Gert (1982): *Technische und wirtschaftliche Möglichkeiten und Betroffenheit durch Mikroelektronik*. In: Meyer-Abich Klaus M./Steger Ulrich (Hg), ebd., S. 39-51.

Mickler Otfried u.a. (1976): *Technik, Arbeitsorganisation und Arbeit*, Frankfurt/Main.

ders. u.a. (1970): *ökonomische Bedingungen und soziale Folgen des Einsatzes von Industrierobotern*, Göttingen.

Marx/Engels, *Werke (MEW)*, (1962): Bd. 23, Berlin.

Projektgruppe *Automation und Qualifikation (PAQ)*, 1978: *Theorien über Automationsarbeit*, Westberlin.

Schneider Roland (1983): *Computertechnologie in der Produktion*. In: *WSI-Mitteilungen*, 2/1983, S. 66-79.

Staudt Erich (1981): *Ursachen und Einflußfaktoren des Einsatzes neuer Automationstechnologien in Industrie und Verwaltung*. In: Biethan Joachim/Staudt Erich (Hg), *Automation und Verwaltung*, Westberlin, S. 11-35.

Steinmüller Wilhelm (1981): *Die zweite industrielle Revolution hat eben begonnen. Über die Technisierung der geistigen Arbeit*. In: *Kursbuch* 66, Dez. 1981, S. 152-188.

Zimmermann Lothar (Hg) (1982): Computereinsatz: Auswirkungen auf die Arbeit, Reihe Humane Arbeit – Leitfaden für Arbeitnehmer, Bd. 3, Reinbek bei Hamburg.

ders. (Hg) (1982): Belastungen und Stress bei der Arbeit, Reihe Humane Arbeit – Leitfaden für Arbeitnehmer, Bd. 5, Reinbek bei Hamburg.

Im Text nicht aufgeführte Literatur:

Sorge Arndt u.a. (1982): Mikroelektronik und Arbeit in der Industrie, Reihe Arbeitsberichte des WZB, Frankfurt/New York, 1.

IMSF (Hg) (1980): Technik – Umwelt – Zukunft, Frankfurt/Main.

Müller Joachim (1981): Computergesteuerte Maschinen, Frankfurt/New York.

Dörr Gerlinde/Naschold Frieder (1982): Arbeitspolitische Entwicklungen in der Industriearbeit. Zum Zusammenhang von Belastung, Qualifikation und Kontrolle. In: Schmidt Gert (Hg): Materialien zur Industrie-soziologie, Opladen.

Peter Lothar u.a. (Hg) (1981): Rationalisierung, Frankfurt/Main.

ders. (1981), Wissenschaft und Technik im Kapitalismus. In: Rote Blätter, 12/1981.

Arbeitskreis Rationalisierung Bonn (Hg) (1982): Verdatet, Verdrahtet, Verkauft, Stuttgart.

Schmiede Rudi (1983): Abstrakte Arbeit und Automation. In: Leviathan, 1/1983, S. 55-78.

# WIDER|SPRUCH

In: Widerspruch Nr. 7 (01/84) Abschied von der Arbeit? (1984),  
S. 92-100

Autoren: *Reaktion*

Artikel

**Umfrage**

**WARUM PHILOSOPHIE STUDIEREN?  
Ergebnisse einer Umfrage unter den  
Hauptfach-Studenten am  
philosophischen Fachbereich der Uni-  
versität München**

## **Teil 1: Arbeit der Philosophen**

Arbeit, der Philosophen? Darunter kann zumindest zweierlei verstanden werden. Zuerst die Arbeit im Studium: von den schulischen Voraussetzungen und Qualifikationen, den Anregungen und Motivationen, über die Organisation des Studiums, die Wahl von Schwerpunkten, die Formen der Aneignung, die kritische Auseinandersetzung mit dem Institut und dem Lehrangebot bis hin zur Magisterprüfung oder Promotion. Dann aber auch die Arbeit über den Studienabschluß hinaus: der Beruf. Ist die Arbeit im ersten Fall bei aller Offenheit doch relativ gegliedert, durchsichtig und berechenbar, so gleicht der Übergang ins Berufsleben heute einem salto mortale, dessen Gelingen ebenso unvorhersehbar wie zufällig geworden ist. An die Stelle einer gewissen Kontinuität, die trotz Krise und Arbeitslosigkeit andere Studienrichtungen (z.B. Jura, Medizin, Lehramt) auszeichnet, tritt hier ein Bruch zwischen Studium und Beruf. Dieser Bruch wirft seine Schatten auf den ganzen Verlauf des Studiums der Philosophie und läßt es als ein höchst riskantes Unternehmen erscheinen.

Wer jedoch glaubt, daß die Aussichtslosigkeit auf dem Arbeitsmarkt oder die psychische Belastung eines unsicheren Studiums abschrecken würde,

## Umfrage

hat sich getäuscht. Wie die offizielle Statistik der Universität berichtet, sind die Studentenzahlen in den bevölkertsten Fachbereichen entweder konstant geblieben (wie in Betriebswirtschaft, Jura, Geschichte/Kunstwissenschaften) oder sogar leicht rückläufig (wie in Germanistik, Chemie/Pharmazie, Mathematik). Sprunghaft angestiegen dagegen sind sie in den sog. „Orchideenfächern“, der Archäologie, Ägyptologie, Völkerkunde etc., und – allen voran – in der Philosophie. Der Fachbereich für Philosophie, Wissenschaftstheorie und Statistik verzeichnete im Wintersemester 1983/84 einen Studentenanstieg von insgesamt 34,2 %, von Studienanfängern sogar von 65,3 %. In absoluten Zahlen: es gibt zur Zeit 1.894 Philosophiestudenten, davon 643 Erstsemester.

Dieses Auseinanderklaffen war der Anstoß zu einer Umfrage, die der WIDERSPRUCH unter den Hauptfachstudenten am philosophischen Fachbereich durchgeführt hat. Auf der einen Seite zeichnet sich während der letzten Semester eine zunehmende Anziehungskraft der Philosophie ab, die sich in rasant anwachsenden Studentenzahlen ausdrückt, auf der anderen aber schwinden die Möglichkeiten, mit einem Abschluß in Philosophie auf dem Arbeitsmarkt ein entsprechendes berufliches Tätigkeitsfeld zu finden. Wie ist dieses Paradoxon zu erklären? Schreiben sich die meisten einfach dort ein, wo sie mit dem kleinsten Aufwand noch Student sein dürfen? „Parkt“ man in Philosophie, während man auf einen geeigneteren Studienplatz wartet? Oder steht nicht mehr die Berufsausbildung, sondern das Bildungsinteresse im Vordergrund? Rechnet man sich auf dem Arbeitsmarkt sowieso keine Chancen aus und studiert deshalb, wozu man eigentlich Neigung verspürt, als produktive Freizeitgestaltung, Selbstverwirklichung? Oder bietet die Philosophie gar Orientierungs-, Lebenshilfe, einen subjektiven Halt, nachdem der objektive Geist trotz Regierungswechsels in Bonn schwankend geblieben ist?

Die Umfrage „Warum Philosophie studieren?“ wurde zu Beginn des WS 1983/84 zwischen dem 14.11. und 25.11.1983 durchgeführt. 213 Bögen mit 44 Fragen sind in insgesamt 15 Pro-, Haupt-Seminaren und Vorlesungen verteilt worden, von denen 67, also ca. 1/3, ausgefüllt zurückgegeben wurden und die der Auswertung als Grundlage dienen. – Diese Zahl mag zunächst im Verhältnis zur Anzahl der eingeschriebenen Hauptfach-Studenten gering erscheinen. Zieht man jedoch die Zahl der Erstsemester, deren Antworten in der Tat für eine Reihe von Fragen noch nicht den Stellenwert höherer Semester besitzen können, auf beiden Seiten (643 bzw. 8) ab, so verändert sich das Verhältnis der Befragten zu den eingeschriebenen Studenten bereits beträchtlich. Geht man

## Warum Philosophie studieren?

nun weiterhin davon aus, daß schätzungsweise ein Drittel bis zur Hälfte der immatrikulierten Philosophiestudenten nur pro forma eingeschrieben ist – wofür u.a. die relativ geringe Zahl der Studienabschlüsse (SS 83: 15 Magister, 11 Promotionen) spricht –, so repräsentiert die Umfrage zwischen 7,1 und 9,4 Prozent der aktiven Philosophiestudenten.

Diese Umfrage ist damit zwar der offiziellen Statistik einerseits unterlegen, da ihr Datenmaterial quantitativ deutlich geringer ist, aber sie enthält andererseits qualitativ einen weit höheren Aussagewert, da sie sich auf ausführliche Meinungsbefragungen stützt und die tatsächliche Zusammensetzung (Geschlecht, Semesterzahl, Ausländeranteil etc.) innerhalb der 15 Pro- und Hauptseminare verschiedenster philosophischer Couleur und Themenstellung, in denen die Umfrage durchgeführt wurde, in etwa widerspiegelt.

Die Umfrage gliedert sich im großen und ganzen in zwei Themenbereiche:

- Fragen über den Anlaß zum Philosophiestudium, zur Beurteilung des Studienverlaufs und der -Organisation sowie der Berufsperspektive;
- Fragen zur Bedeutung und zum Stellenwert der Philosophie bzw. bestimmter philosophischer Richtungen.

Da sich viele Fragen nicht einfach mit „ja“ oder „nein“ beantworten ließen, sondern eigene Formulierungen notwendig machten, erforderte das Ausfüllen einige Zeit und Überlegung. Nicht wenige schreckten davor zurück. Umso mehr möchten wir denjenigen danken, die das nötige Durchhaltevermögen aufgebracht haben.

Aus redaktionellen und aus Zeitgründen haben wir uns entschlossen, nur die ersten, unvollständigen Auswertungsergebnisse der Umfrage zu veröffentlichen, die sich insbesondere mit jenen Problemen befassen, die mit Arbeit, dem Thema dieser Ausgabe des WIDERSPRUCH im unmittelbaren Zusammenhang stehen. Ein zweiter Teil folgt in der nächsten Ausgabe.

### **Anlässe zum Philosophiestudium**

Bei der Wahl des Philosophiestudiums spielten materielle Motive eine untergeordnete Rolle. Das Studium wurde nicht des Broterwerbs wegen begonnen; Überlegungen hinsichtlich beruflicher Verwertbarkeit unterblieben weitgehend. Die Attraktion der Philosophie auf den Studienanfänger kommt offenbar nicht, wie bei anderen Studiengängen, aus den

## Umfrage

Möglichkeiten einer späteren beruflichen Karriere, sondern aus ihr selbst und ihrer Thematik.

Als „grundsätzliche Problemstellung“, die zur Philosophie hingeführt hat, steht an erster Stelle die Frage nach dem Sinn des Lebens (16,9 %). Als „prägende Erlebnisse“ werden weiterhin religiöse Probleme, bzw. Probleme, die den Zusammenhang mit der persönlichen Abkehr von der Religion und der damit verbundenen Neuorientierung stehen, angegeben (10,7 %). Auf der Liste der Autoren rangieren die Existenzialisten Sartre und Camus (zusammen 10,8 %) oben, mit Abstand darunter Nietzsche (6,2 %).

Nur 3,1 % wurden durch den Philosophieunterricht am Gymnasium angeregt, obwohl ihn doch immerhin 52,3 % zum großen Teil zwei oder mehr Jahre genossen haben. 18,7 % gaben dagegen an, durch oft zufällige Bekanntschaften mit Philosophen oder Gespräche über philosophische Probleme Interesse am Phil-Studium gewonnen zu haben.

Für 7,7 % waren negative Erfahrungen, die in einem vor dem Beginn des Studiums ausgeübten Beruf gemacht wurden, ausschlaggebend. Dabei erscheint nicht nur die Zahl derer, die vor dem Studium schon einen Beruf (als Kaufmann, Graphiker, Krankenpfleger, Lehrer, Gärtner etc.) ausgeübt haben (38,4 %), auffallend hoch, sondern auch die Zahl derer, die vor der Philosophie schon ein anderes Studium angefangen oder beendet haben (44,6 %). Beide Daten legen den Schluß nahe, daß Philosophie nicht um eines Berufs willen studiert wird, sondern gerade umgekehrt oftmals ein „Aussteigen“ aus dem Berufsleben oder einer berufsorientierten Ausrichtung des Studiums darstellt. Dieser Annahme entspricht auch, daß die übergroße Mehrheit das Philosophiestudium als Endpunkt betrachtet, d.h. einen weiteren Studienwechsel ausschließt. Von der gegenwärtigen Politik, von der Friedens-, Ökologie- oder Arbeitsplatzproblematik, gehen zur Zeit unmittelbar nur wenige Impulse für die Wahl des Studiums der Philosophie aus. Das Pathos der gesellschaftlichen Veränderung, das die Abiturienten Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre in die Hörsäle der Philosophie getrieben hat, scheint verrauchert zu sein. So taucht Marx als Anreger zum Philosophiestudium überhaupt nicht auf; Marcuse und Adorno (je 1,5 %) stehen gleichrangig neben Stirner, Popper, Kolakowski, Mach, Patzig u.a. Die gegenwärtige Krise wird offenbar weniger als gesellschaftliches Problem als in ihrer Auswirkung auf den Einzelnen, als individuelle Sinnkrise, wahrgenommen.

### **Beurteilung des Lehrangebots**

Das Lehrangebot am philosophischen Fachbereich wird von 66,1 % als „anregend“, aber nur von 9,2 % als „demotivierend“ eingestuft. Während 13,8 % das Angebot im großen und ganzen als „übersichtlich“ betrachten, wird es immerhin von 35,4 % als „chaotisch“ beurteilt. Interessant ist dabei, daß zwischen der Beurteilung als „anregend“ und der als „chaotisch“ offenbar kein Gegensatz besteht; häufige Doppelnennungen weisen vielmehr darauf hin, daß von vielen gerade das Chaos als anregend empfunden wird. – Bei der Menge der Angebote ist es nicht überraschend, daß die Studienberatung vom überwiegenden Teil der Studenten (76,9 %) als sinnvoll erachtet wird, – selbst dann, wenn sie noch gar nicht in Anspruch genommen wurde. Mehrheitlich ist sie sogar (wegen ihrer sachkundigen Empfehlungen?) zwei-, drei- und noch mehrmals beansprucht worden.

Anders dagegen verhält es sich mit der Beurteilung der Ausgewogenheit. Nur 30,8 % halten das Lehrangebot für „ausgewogen und umfassend“, 43,1 % dagegen für „einseitig“ in der Weise, daß bestimmte Richtungen bevorzugt sind. Interessant ist dabei die Reihe der philosophischen Richtungen, die nach Auffassung der Studenten unterrepräsentiert sind und deshalb stärker im Lehrangebot berücksichtigt werden sollten. 10,8 % halten das Angebot an der Existentialphilosophie, bei leichter Verschiebung von Sartre zu Heidegger, für zu gering. Doch mit 18,5 % steht jetzt der Marxismus, die materialistische Dialektik in ihren klassischen und modernen Ausprägungen, an der Spitze der als unterrepräsentiert eingestuften Richtungen. Fast gleichrangig daneben steht der prinzipielle Wunsch nach Auseinandersetzung mit den „modernsten“ philosophischen Richtungen, wobei als Spezifikation gelegentlich die post-strukturalistische Philosophie in Frankreich, Friedenstheorien, „alternative“ Philosophien genannt werden. Bei 10,8 % der Befragten kommt die 'Frankfurter Schule' zu wenig in den Vorlesungsverzeichnissen vor. Als unterrepräsentiert gelten weiterhin: die außereuropäische, insbesondere östliche Philosophie (4,6 %), die Philosophie der Naturwissenschaften unter besonderer Berücksichtigung der modernen Biologie (4,6 %). Vermißt werden auch allgemeine problem- bzw. philosophiegeschichtlich orientierte, einführende Überblickveranstaltungen (3,1 %). Überhaupt, so wird einmal gesagt, solle die Philosophie weniger Denk- und Geistesverwaltung, als produktiv, gegenwartsbezogen und schöpferisch sein.

## Umfrage

Vergleicht man diese Reihe mit jenen philosophischen Richtungen, die ursprünglich zum Studium der Philosophie den Ausschlag gegeben haben, und bei denen beispielsweise Marx als Anreger überhaupt nicht vorgekommen war, dann stellt man eine deutliche Verlagerung des philosophischen Interesses vom Einzelnen zum Allgemeinen, vom Individuum zu umfassenden Strukturen fest. Diese Verlagerung des Interesses ließe sich in dem Sinne interpretieren, daß viele ihre individuellen Erfahrungen und Erlebnisse im Verlauf ihres Philosophiestudiums als Teile eines objektiven Ganzen, eines übergeordneten Zusammenhangs, begreifen.

### **Bewältigung des Lehrstoffes und Arbeitsformen**

Obgleich die Mehrzahl mit der Behandlung der Themen in den Seminaren zufrieden ist (50,8 %), bleibt sie doch für 40,0 % der Befragten zu oberflächlich, was z.T. den Studenten selbst („zuviel Geschwätz und Profilneurosen“), der Oberfüllung der Seminare, aber auch den Dozenten angelastet wird. Was die Betreuung der Seminararbeiten durch die Dozenten betrifft, so wird zwar zugestanden, daß sie individuell, je nach Dozent, verschieden ausfällt; wirklich „genügend“ betreut fühlt sich allerdings nur ein schmales Zehntel.

Bei dieser Seminarkritik ist bereits berücksichtigt, daß die Philosophie von den Studenten in erster Linie als ein Privatstudium betrieben wird. Angaben über das Verhältnis von Universitäts- zu Privatstudium schwanken selbstverständlich, vor allem mit der Semesterzahl. Zu Beginn des Studiums nimmt in der Regel die Universität, später, bis hin zur Abschlußarbeit, die Studierstube den größeren Raum ein. Im Durchschnitt der Angaben verhält sich die Zeit für das Universitäts- gegenüber der des Privatstudiums etwa wie 1 zu 4.

50,8 % haben einschlägige Erfahrungen mit selbstorganisierten Arbeitsgruppen gemacht, in der Mehrzahl zwei- und mehrmalige, oft sogar über zwei Semester hinweg. 43,1 % (das sind 84,8 % gemessen an der Prozentzahl derjenigen, die schon an Arbeitsgruppen teilgenommen haben) halten derartige Gruppen für eine erfolgreiche Form des Studiums. Als ein überlegenswerter Verbesserungsvorschlag an die Dozenten wird gebracht, ein Thema über mehrere Semester hinweg mit begleitenden, von Studenten selbst organisierten Arbeitsgruppen zu behandeln.

### **Verhältnis von Philosophie und Beruf**

## Warum Philosophie studieren?

Das vielleicht bemerkenswerteste Ergebnis der Umfrage ist, daß es entgegen der allgemeinen Tendenz, das Studium „marktorientierter“ zu gestalten und stringenter an den Bedürfnissen des späteren Berufslebens auszurichten, für 79,9 % der Philosophiestudenten wichtig ist, daß das Studium nicht berufsbezogen ausgerichtet ist. Für die überwiegende Mehrheit der Hauptfach-Philosophen (83,1 %) ist „eine positive oder negative Arbeitsmarktlage bzw. Berufsaussicht“ unerheblich und tangiert nicht das Interesse am Studium. 56,9 % der Philosophen ziehen es vor, ihren erlernten Beruf auch dann auszuüben, wenn sich ihnen eine höher finanzierte andere Tätigkeit anböte. 27,7 % stehen der Alternative Philosophie-Geld noch unschlüssig gegenüber. Dabei erscheint das Philosophenleben keineswegs mehr so gut abgepolstert, – 64,6 % jobben neben dem Studium oder gehen sogar einem regelmäßigen Beruf nach, weil offenbar der elterliche Scheck oder das zugestandene BAFÖG nicht mehr ausreichen. Immerhin 44,6 % der Befragten können „der Auffassung etwas abgewinnen, daß das Studium der Philosophie im Grunde keine Berufsausbildung im üblichen Sinne, sondern eher eine 'Freizeitbeschäftigung' mit interessanten und anregenden Problemen“ ist. Kaum Zweifel bestehen dabei in der Ansicht, daß die Philosophie dennoch nützlich für das Leben ist. Konkretisiert wird dieser Nutzen a) als methodisch-logisches Rüstzeug für das Denken bzw. Lösen von Problemen, als Fähigkeit, fremde Gedanken nachzuvollziehen und konsequent zu Ende zu denken (29,2 %), b) als Erkennen letzter Ursachen und übergreifender Zusammenhänge (12,3 %) und c) als Kritikfähigkeit (10,8 %). Von keinem der Befragten wird allerdings die theoretische Orientierung in einen ausdrücklichen Zusammenhang mit der Praxis, mit dem Handeln gebracht.

So unterschiedlich die Meinungen über die Formen und Inhalte des Philosophiestudiums sind, so einheitlich scheinen doch gewisse Grundzüge des Philosophen-Charakters zu sein. Es paart sich offenbar ein starkes Selbstwertgefühl und ein ausgeprägtes Bedürfnis nach personeller Autonomie mit einer Unempfindlichkeit gegenüber heteronomen Verlockungen. Auch hierin findet die bereits vorgetragene These ihre Bestätigung, daß das Philosophiestudium nicht als Zugang zum Beruf, sondern eher als ein Ausstieg aus und als ein Protest gegen Berufs- und Arbeitsverhältnisse verstanden wird, die als entfremdet erfahren werden.

*Teil II der Auswertung der Umfrage folgt im nächsten Heft 2/84.*

Umfrage

# WIDER|SPRUCH

In: Widerspruch Nr. 7 (01/84) Abschied von der Arbeit? (1984),  
S. 101-137

Rezensionen

## Rezensionen

Detlev Albers

### **Versuch über Otto Bauer und Antonio Gramsci**

Argument-Verlag, Berlin 1983, 192  
Seiten

Detlev Albers ist in den letzten Jahren mit Arbeiten zur politischen Theorie und Praxis hervorgetreten, in denen er sich mit Fragen des Austromarxismus, der italienischen Linken und Problemen einer euro-linken Strategie zum Sozialismus beschäftigt hat. Mit der nun vorliegenden Arbeit über den österreichischen Sozialdemokraten Otto Bauer und den italienischen Kommunisten Antonio Gramsci hat Detlev Albers einen weiteren Beitrag zur Entwicklung des Marxismus geleistet.

Das Buch reflektiert einen komplizierten Forschungsprozeß, in dem das politische und theoretische Wirken des Austromarxisten Bauer und des Marxisten-Leninisten Gramsci in der Zeit zwischen den Weltkriegen verglichen wird. Der Anspruch der Studie besteht zum einen darin,

einen Zugang zum entwickelten Horizont der Problemverarbeitung der von Albers so bezeichneten Marxistengeneration Bauers und Gramscis zu eröffnen und andererseits einen Beitrag zur Aneignung Marxschen Denkens in der Gegenwart zu leisten. Hierzu bedient er sich der vergleichenden politisch-theoretischen Methode, die die selbstgewählte Zugehörigkeit Bauers zur sozialdemokratischen Richtung und Gramscis Zugehörigkeit zur kommunistischen nicht verwischt, die die Positionen beider aus dem Studium ihrer Gesamtwerke zu gewinnen sucht und die Rechenschaft über das „Gemeinsame Dritte“ ablegen will.

Dabei ist sich Albers bewußt, daß sein Vergleich nur „Einstiegscharakter“ besitzt für einen noch zu leistenden systematischen Vergleich dieser beiden Außenseiter der damals wie heute sich in Gegnerschaft befindenden „großen Familien“ der Internationalen Arbeiterbewegung. Der Hinweis auf den Einstiegscha-

rakter verweist auf Schwierigkeiten innerhalb der Linken in der Gegenwart, sich mit beiden Theoretikern auseinanderzusetzen. Für Albers wiegt dies

um so schwerer, als er Bauer und Gramsci den Platz von Erneuerern der marxistischen Politiktheorie zuweist und sich von einem kritischen Vergleich der Auffassungen beider wesentliche Impulse für die Rekonstruktion revolutionärer Theorie in der Gegenwart verspricht. Der noch ausstehende Vergleich beider ist theoriegeschichtlich von größter Bedeutung, denn er ist ein notwendiger Bestandteil der Überwindung der Krise der marxistischen Theorieentwicklung.

Albers entfaltet sein Thema in vier Schritten:

1. Beide Politiktheoretiker sind auf der Suche nach einer revolutionären Strategie der Arbeiterbewegung „im Westen“, d.h. in den kapitalistischen Industrieländern. Beide untersuchen die Eigenständigkeit der Kampfbedingungen, unter denen die Emanzipation der Arbeiterklasse im Westen möglich ist.

Bauer hatte die Mechanismen, die zur Kapitalherrschaft in der Demokratie geführt haben und die diese Herrschaft ständig reproduzieren, analysiert. Auf diese Weise kam er zu dem Konzept des demokratischen Wegs zum Sozialismus. Er hebt die besondere Bedeutung der Traditionen, Denkgewohnheiten, der gesellschaftlichen Institutionen

und Schichten hervor. Bauer spricht davon, anstatt die Köpfe einzuschlagen, sie für das Konzept des demokratischen Wegs zu gewinnen. Es handelt sich also um das Ringen von Bündnissen und der Zusammenarbeit mit allen relevanten Kräften einer revolutionären Strategie.

In ähnlicher Weise auch Gramsci: auch er untersuchte die Ursachen der Widerstandsfähigkeit der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber Krisen und ökonomischen Erschütterungen; auch er hob die besondere Bedeutung bestimmter Schichten und gesellschaftlicher Institutionen, die mit der Ideologieproduktion eng verbunden sind (Intelligenz), hervor. So ist er der Auffassung, daß unter den Bedingungen der kapitalistischen Industrieländer eine ungeheuerliche Konzentration der Hegemonie des Proletariats im Klassenkampf, d.h. der geistig-kulturellen Führung der Arbeiterklasse, erforderlich ist. Hieraus entwickelte Gramsci seine Strategie des Bewegungskrieges bzw. des Stellungskrieges, die je nach dem Entwicklungsniveau der Gesellschaft diese oder jene taktische Ausprägung erhält.

2. Beide Politiktheoretiker kommen zu einer gemeinsamen Erklärung des Faschismus: er ist Ergebnis eines gesellschaftlichen Kräftegleichgewichts mit katastrophaler Entwicklungstendenz, an deren Ende die Bourgeoisie über die gelähmte Arbeiterklasse mittels der gewonne-

nen Mittelschichten obsiegt. Jedoch ist die Machtergreifung durch faschistische Eliten zu verhindern. Denn dieser Prozeß beinhaltet für das Großkapital Risiken. Daher ist die Machtergreifung kein naturwüchsiger, sondern ein willkürlicher Prozeß. Er ist eine willkürliche Variante prokapitalistischer Krisenregulierung.

3. Unvermeidlich gegensätzlich sind die Auffassungen des Kommunisten Gramsci und des Sozialdemokraten Bauer über die Oktoberrevolution und den Aufbau des Sozialismus in der Sowjetunion. Gramsci identifiziert sich mit der Politik der Bolschewiki, Bauer mit der der linken Menschewiki. Doch was damals so widersprüchlich und gegensätzlich erscheint, vereint sich heute: Bauer kritisiert die Sowjetunion im Hinblick auf die Notwendigkeit einer Demokratisierung gesellschaftlicher Strukturen. Andererseits übt er Solidarität mit ihr in der Zeit faschistischer Bedrohung.

Gramsci hingegen übt keine Kritik an der Sowjetunion und ihrem Sozialismus-Modell. Doch er benennt die Gefahren, die sich aus einer bürokratischen Anwendung des demokratischen Zentralismus und der Diktatur des Proletariats ergeben können. Und er insistiert auf der Hegemonie des Proletariats im Sinne geistig-kultureller Führung auch nach der Machtergreifung durch die Arbeiterklasse. Daraus ergeben sich Anknüpfungspunkte, die es heutzutage

Teilen der kommunistischen Bewegung ermöglichen, zu einer kritischen Verarbeitung des sowjetischen Weges vorzudringen.

4. Das Marxismusverständnis von Bauer und Gramsci wendet sich gegen Verflachung und Dogmatisierung. Bauer wendet sich gegen den Vulgärmarxismus, den er in der eigenen Partei und in Teilen der kommunistischen erkennt. Gramsci wendet sich gegen die ökonomische Verflachung des Marxismus, gegen die er den Kampf aufgenommen und woraus sich die Auffassung von der Hegemonie der Arbeiterklasse entwickelt hat. Für beide ist der Marxismus kein abgeschlossenes Lehrgebäude, sondern er wird ergänzt durch neue historische Erfahrungen und Fragestellungen. Der Marxismus ist eine Handlungsanleitung; er ist, wie Gramsci formuliert, die „Philosophie der Praxis“.

Das Buch von Albers ist ein notwendiger Beitrag im Bereich der Rekonstruktion und Entwicklung authentischer, revolutionärer Politiktheorie in der Gegenwart. Es entwickelt anhand von Schlüsselbegriffen die Hauptfelder der Auseinandersetzung um einen möglichen Weg zum Sozialismus in der Gegenwart. Es ist eine kritische Weiterentwicklung marxistischer Politiktheorie. Seine Bedeutung für die Diskussion in der Linken geht über die Grenzen der Bundesrepublik hinaus.

*Gerhard Jonath*

Frank Benseler/Rolf G.  
Heinz/Arno Klönne  
**Die Zukunft der Arbeit**  
VSA-Verlag, Hamburg 1982, 206  
Seiten

No future für die Arbeit! ? Mit Hannah Arendt und Rolf Dahrendorf als Kronzeugen, mit dem festen Bestand an 2 Millionen Arbeitslosen in der Bundesrepublik als Beweisstück konstatieren die Herausgeber im Vorwort: „Der Arbeitsgesellschaft geht die Arbeit aus.“ (7) So ganz wörtlich kann dies nicht gemeint sein, denn die zum Thema gemachte Frage nach der Zukunft der Arbeit hätte sich mit dieser Feststellung auch schon gleich erledigt. Daß aber das vielbeklagte „Reich der Notwendigkeit“ inzwischen unbemerkt dem ersehnten „Reich der Freiheit“ den Platz geräumt hätte, mögen nun weder die Herausgeber noch die Autoren der in diesem Band gesammelten elf Aufsätze behaupten. Zwar werden Zweifel angemeldet, ob bei zunehmender Automatisierung und Rationalisierung der vom „alten Testament über Marx bis Gehlen“ (10) durchgängige Begriff der Arbeit als „anthropologischer Konstante“ weiterhin gültig sei; unter den gegebenen Verhältnissen jedenfalls bedeutet die technische Entwicklung zunächstzweierlei: Einerseits schafft sie die Voraussetzungen zur Redu-

zierung der zur Erfüllung der gesellschaftlichen Bedürfnisse notwendigen Arbeitszeit, andererseits wird dadurch „ein großer Teil der menschlichen Arbeitskraft noch stärker dem Kapital unterworfen“. Die wachsende Arbeitslosigkeit sowie die Zerstörung der Umwelt markieren nach Meinung der Herausgeber die „Krise der kapitalistischen Arbeitsgesellschaft“ (8), die neben sozio-ökonomischen auch kulturelle Auswirkungen zeitigt: Der Mangel an Arbeitsplätzen und die Monotonie rationalisierter Arbeitsgänge haben die Nichteinlösung der Sinnversprechen der um Leistung und Arbeit zentrierten bürgerlichen Ethik zum Normalfall gemacht und eine „Sinnkrise“ heraufbeschworen, deren Gradmesser die immer größer werdende Zahl der „Aussteiger“ aus Realität, Gesellschaft oder Leben ist. An das Märchen von der (Lohn-)Arbeit als Voraussetzung des Glücks glaubt heute schon bald kein Mensch mehr.

Den Autoren dieses Bandes geht es aber – gottlob – weniger darum, dem „vielbeklagten Sinndefizit“ (11) mit dem Hinweis auf neue oder neuaufbereitete Wege zu begegnen, als vielmehr die Möglichkeiten auszuloten, die die Automatisierung für die Humanisierung der Arbeit beziehungsweise für die Entlastung von Lohnarbeit bietet.

Dabei muß vorausgeschickt werden, daß die elf Beiträge keineswegs einer einheitlichen Linie folgen, daß

## Rezensionen

also auf die Frage nach der Zukunft der Arbeit durchaus verschiedene Antworten gegeben werden. Zu bemängeln ist allerdings eine – schon im Vorwort sich abzeichnende – Unschärfe des begrifflichen Inventars, die bisweilen zu falschen Ergebnissen führt. So müssen sich einige Autoren den Vorwurf gefallen lassen, zwischen den Begriffen „Arbeit“ und „Lohnarbeit“ nicht deutlich genug unterschieden zu haben. Es ist eben nicht dasselbe, ob man das „Freigestelltsein vom ‚Naturzwang‘ der Arbeit“ (64) als kulturphilosophische Frage einer auf Arbeit fixierten Gesellschaft behandelt (so wie Bernd Guggenberger – im Anschluß an Hannah Arendt – in seinem Beitrag „Am Ende der Arbeitsgesellschaft – Arbeitsgesellschaft ohne Ende?“) oder ob man sich über die Konsequenzen der steigenden Arbeitslosigkeit für den einzelnen und die Masse der Lohnarbeiter Gedanken macht. Das Problem des Arbeitslosen ist weniger die überschüssige Freizeit als das fehlende Geld zur Sicherung seiner Existenz. Der Unterschied zwischen der Arbeit als allgemeiner, nützlicher, gebrauchswertschaffender, menschlicher Tätigkeit und der Arbeit in ihrer konkreten historischen Form (eingebunden und geprägt von den jeweils herrschenden Produktionsverhältnissen) wird von manchen Autoren bisweilen vergessen.

Was die Zukunft der Arbeit betrifft, setzt keiner der in diesem Band zu Wort kommenden Sozialwissenschaftler auf das uneingeschränkte industrielle Wachstum. Man ist sich einig: Wachstum und damit weitere Automatisierung und Rationalisierung vernichten mehr Arbeitsplätze als sie schaffen. (Am deutlichsten zeigt dies Dieter Ottens Aufsatz: „Das Roboter-Syndrom“, 131 ff.) Stattdessen setzen mehrere Autoren auf eine Entwicklung, in deren Verlauf die Lohnarbeit ihre Bedeutung zugunsten der Arbeit im sogenannten „informellen Sektor“ verliert. Die Verfasser der Aufsätze sind sich nicht immer ganz einig, welche Tätigkeiten nun alle dem informellen Sektor angehören; im Wesentlichen aber gilt für alle die Beschreibung von Rolf G. Heintze und Thomas Olk: „Gefaßt sind darunter die verschiedenartige Tätigkeiten wie Mitarbeit in Bürgerinitiativen und Selbsthilfegruppen, ehrenamtliche Tätigkeiten in gemeinnützigen Einrichtungen (Wohlfahrtsverbände, Kirchen, Vereine etc.), Nachbarschaftshilfe, Haus- und Gartenarbeit, Hobbys sowie Schwarzarbeit.“ („Selbsthilfe, Eigenarbeit, Schattenwirtschaft“, 15) Die Autoren wollen in den Industrienationen eine steigende Bedeutung des informellen Sektors entdeckt haben, deren Wurzeln einmal in der Verringerung der (Lohn-) Arbeitszeit und zum anderen im Bedürfnis nach eigenständiger, selbstbestimmter, „kreativer“

Tätigkeit liegen. Heinze und Olk kommen zu dem Schluß, daß durch gezielte gesellschaftliche Förderung und Unterstützung des informellen Sektors „der bisher dominante Stellenwert von Lohnarbeit durch neue Organisationsprinzipien der Arbeit“ (26) abgelöst werden kann. Johannes Borger („Die Zukunft der Dualwirtschaft“, 97 ff.) versteht dieses Konzept des Nebeneinanders von formeller und informeller Arbeit als Form der Dualwirtschaft, deren Ziel die Ausdehnung des informellen Sektors, die „Entökonomisierung der Wirtschaft“ (108) sei. Dies soll darauf hinauslaufen, den Zusammenhang von individueller Reproduktion und Lohnarbeit zu lockern. Ohne den Kapitalismus revolutionär zu beseitigen, soll versucht werden, die Arbeitenden durch Neuaufteilung der Zeit zwischen Lohnarbeit und informeller Tätigkeit soweit wie möglich den schädlichen Einflüssen der Lohnarbeit zu entziehen. Allerdings, so Heinze und Olk, verbleibt ein nicht unbeträchtlicher Teil von Gütern und Dienstleistungen, die nur unter Bedingungen kapital- und technologieintensiver Produktion im großen Maßstab erbracht werden können. Es käme darauf an, durch Erhöhung der Arbeitsproduktivität diesen Teil der Arbeit so stark zu reduzieren, daß die Freiheitsspielräume für selbstbestimmte Tätigkeiten erweitert werden (27). Mit dem „informellen Sektor“ scheint mir der wichtigste Punkt der

vorliegenden Aufsätze bezeichnet. (Neben den genannten zielen die Beiträge von Gerd Vonderach und Ferenc Janossy mutatis mutandis in die gleiche Richtung.) Einen anderen Weg schlägt Dieter Otten in seinem Aufsatz „Das Roboter-Syndrom“ vor; Für ihn wird die Zukunft der Arbeit ganz wesentlich von der Herausbildung eines genossenschaftlichen Organisationstyps bestimmt. Die „autonome, integrierte Produktionsgenossenschaft“ (143) werde sich als *die* gesellschaftliche Organisation der „dritten industriellen Revolution“ schlechthin erweisen und zum „Modell einer hochindustrialisierten, postkapitalistischen Gesellschaft werden“ (143). Wolfgang Görl

Norbert Blüm

### **Die Arbeit geht weiter**

Zur Krise der Erwerbsgesellschaft  
München/Zürich 1983

Norbert Blüm, der seit Oktober 1982 Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung ist, ist 1967 in Bonn in Philosophie promoviert worden mit einer Dissertation über Tönnies („Willenslehre und Soziallehre bei Ferdinand Tönnies. Ein Beitrag zum Verständnis von ‘Gemeinschaft und Gesellschaft‘“). Die für Tönnies charakteristischen unhistorischen, abstrakten Entgegensetzungen von Gemeinschaft und Ge-

## Rezensionen

sellschaft, Kultur und Zivilisation, Wesenswille und Kürwille, Familie und Recht usw. kehren auch bei Blüm in bestimmter Weise wieder, und zwar vor allem in Gestalt der Gegenüberstellung von Erwerbsarbeit und unbezahlter Eigenarbeit. Aber an die Stelle des romantischen Antikapitalismus von Tönnies tritt bei Blüm die offene, sozusagen „unverblümete“ affirmative Tendenz, mit Hilfe des Subsidiaritätsprinzips und des Partnerschaftsmodells der katholischen Soziallehre die „Versöhnung von Arbeit und Leben“ in der bestehenden Form zu bewerkstelligen. Scheinbar geht Blüm einen drittel Weg, indem er sagt; „Die altmarxistischen und altkapitalistischen Ladenhüter haben sich überlebt. Sie tragen zur Lösung der Probleme dieser Tage nichts bei... Ich halte es für eine kapitalistisch-kommunistische Verengung, den Begriff Arbeit auf Erwerbsarbeit einzuschränken.“ (12 f.) Tatsächlich will er das System der Erwerbs- bzw. Lohnarbeit unangetastet bestehen lassen; es soll nur in stärkerem Maße ergänzt und gestützt werden durch unbezahlte Eigenarbeit (besonders der Hausfrauen), durch Nachbarschaftshilfe, durch private Dienstleistungen einschließlich der Pflegearbeit, durch „ehrenamtliches Engagement für die Umwelt“ usw. (49, 57 ff.). „Wer es mit dem Subsidiaritätsprinzip ernst meint, muß für mehr privates Engagement und private Zeit ein-

treten.“ (35) Soziale Risiken sollen die Einzelnen so weit wie möglich selbst tragen; Selbstverantwortung wird gegen die solidarische Sicherung ausgespielt.

Die „Rückverlagerung sozialer Aufgaben“ sei sowohl billiger als auch menschlicher. Was für die Menschen gut ist, ist grundsätzlich gut für den kapitalistischen Betrieb. Der Sozialabbau wird hier gerechtfertigt gleichsam als prästabilisierte Harmonie der Ertragslage der Betriebe bzw. der öffentlichen Kassen und der Interessen der Lohnabhängigen. Blüm fordert von den Lohnabhängigen immer wieder Mobilität und Flexibilität, vor allem die Bereitschaft zu Teilzeitarbeit, Jobsharing und Lohnverzicht. Er will nicht wahrhaben, daß er hiermit die wechselnden Erfordernisse des Betriebs zum Maßstab nimmt. Für ihn sind Heuern und Feuern vereinbar mit „Ein- und Ausfädeln“. Unter anderem bildet für ihn „der räumlich-mobile Bildschirmarbeitsplatz völlig neue Möglichkeiten“, die Menschen „mit den Notwendigkeiten der Erwerbswelt wieder mehr zu versöhnen“. (46)

Inzwischen hat Blüm für die Flexibilisierung der Arbeitenden schon gesorgt. Durch Änderung des Jugendschutzgesetzes hat er durchgesetzt, daß Jugendliche von 6 Uhr morgens an arbeiten können, und daß Lehrlinge nach der Berufsschule noch drei Stunden im Betrieb arbeiten. Nach seinen neuen Plänen

wird Arbeit bis zu 12 Stunden pro Tag und Nacharbeit für Frauen wieder erlaubt sein. Befristete Arbeitsverträge und den Arbeitskräfteverleih will er erleichtern. Bekannt sind die für 1984 beschlossenen Kürzungen der Sozialleistungen, vom Arbeitslosengeld bis zu dem Mutterschaftsurlaubsgeld und den Zuschüssen für Behinderte.

Indem Blüm das bestehende System der Lohnarbeit grundsätzlich nicht in Frage stellt, sondern es nur durch verstärkte, unentgeltliche Eigenarbeit ergänzt wissen will, legitimiert er das Privateigentum an den Produktionsmitteln, und zwar folgendermaßen: „Das private Eigentum - auch an Produktionsmitteln - wird als Stütze für das Selbstbewußtsein, für die Eigenständigkeit und die verantwortliche Berufsausübung der Menschen angesehen. Damit es diese Funktion erfüllen kann, muß das Eigentum an den Produktionsmitteln breit gestreut sein und darf sich nicht in den Händen weniger konzentrieren.“ (25 f.) Das Lohnarbeits- bzw. Kapitalverhältnis muß für ihn konsequenterweise historisch unüberholbar sein, wenn er - wie die Enzyklika „*Laborem exercens*“ - Produktionsmittel und Kapital gleichsetzt (Produktionsmittel gibt es ja in jeder Gesellschaftsformation). Dementsprechend gibt es für ihn unter anderem einen „natürlichen Wachstumswillen“, Wachstum als „Lebensprinzip“ (32).

Das richtig regulierte Lohnarbeits- bzw. Kapitalverhältnis garantiert nach Blüm schließlich die Anerkennung der „natürlichen Vorgegebenheiten“ (120) und der „existentiellen Abhängigkeit“ (S.126). Sie sei durch die Anonymität in der Gesellschaft bedroht, die wiederum in Forderungen nach Gleichheit und Selbstverwirklichung ihre Ursachen habe. „Ich sehe die Wurzeln der Anonymität im Verlangen nach absoluter Gleichheit und in der Sehnsucht nach bedingungsloser Selbstverwirklichung.“ (119) „Für Jahrtausende bis zum Mittelalter lebten Götter und Menschen in einer gemeinsamen Welt. Erst Aufklärung und industrielle Revolution entzauberten diese Gemeinschaft und entrißen den Menschen der transzendenten Geborgenheit.“ (127)

Der Ausbau des Lohnarbeits- bzw. Kapitalverhältnisses ist für Blüm die Erfüllung des biblischen Auftrags, an der Schöpfung mitzuwirken. Die theoretische Voraussetzung seines Konzepts der „Versöhnung von Arbeit und Leben“ ist der Schöpfungsbericht ‘Machet Euch die Erde Untertan!’ Das ist der erste Arbeitsvertrag auf dieser Welt. Der einzige originäre Arbeitgeber ist der Schöpfer selbst. ... Der Mensch als Co-Produzent Gottes!‘ (8)

*Elmar Treptow*

Iring Fetscher

## **Überlebensbedingungen der Menschheit**

Serie Piper, München 1980, 210 Seiten

Die Natur geht, die Öko-Literatur kommt. Sollten sie recht haben – und manches spricht dafür –, jene Endzeltpropheten, die mit dem Hinweis „Global 2000“ die trüben und vor allem begrenzten Zukunftsperspektiven der Menschheit beschwören, so wird das Sterben der Natur wenigstens gebührend kommentiert: Kein Verlag ohne Öko-Reihe, kein Politiker ohne „verantwortungsbewußte“ Stellungnahme, kein Wissenschaftler ohne seine ganz eigene Hypothese zum Thema. Und dann die satte Genugtuung jener, die mit dem Zeigefinger in Richtung Osten Marx zum vermeintlich hundertsten Mal widerlegt sehen wollen: „Die dort drüben nehmen doch erst recht keine Rücksicht auf die Umwelt.“

Wahr daran ist, daß nicht wenige, die sich auf Marx berufen, beim Thema Ökologie Probleme bekommen. Hat Marx nicht die kapitalistische Produktionsweise als Schranke für die weitere Produktivkraftentwicklung betrachtet, geht es bei der Überwindung des Kapitalismus nicht auch um die Entfesselung der Produktivkräfte, und sind es andererseits nicht eben jene so hoch entwickelten Produktivkräfte, die unsere Umwelt, und mit ihr, unsere Lebensgrundlage zerstören?

Klare Sache also, wenn „Theoretiker“ wie der neunmalkluger Rudolf Bahro dem Marxismus „eine bisher ziemlich unauflösliche Ehe mit dem kapitalistischen Fortschritt“ (Bahro, Wahnsinn mit Methode, Berlin 1982, 12) vorwerfen, um daraus zu folgern, die Politische Ökonomie müsse jetzt umgeschrieben werden unter dem Primat der Ökologie (ebd.). Mit denselben Fragen, allerdings ohne Bahros heilsverkündendes Pathos, beschäftigt sich Iring Fetschers Essaysammlung „Überlebensbedingungen der Menschheit“. Sie soll, so der Anspruch des Autors, „zur Vertiefung des Krisenbewußtseins beitragen, damit die Suche nach Antworten intensiviert wird.“ (7)

Fetschers Ausgangspunkt ist die These, die Menschheit stehe vor der Entscheidung zwischen „Ökodiktatur und Alternativzivilisation“, vorausgesetzt, die Frage nach den Überlebensbedingungen der Menschheit werde nicht durch die atomare Selbstvernichtung ein für alle mal geklärt. Die „Industriezivilisation“ habe ihre Grenzen erreicht, es bedürfe der „Wende“. Da der Begriff der „Wende“ hier und heute in diesem unseren Lande ganz andere Assoziationen hervorruft, liegt die Vermutung nahe, Fetschers Essays sind nicht mehr so ganz taufrisch. Und so ist es auch: Die 1980 erschienene Aufsatzsammlung enthält Beiträge aus den Jahren 1976 bis 1978. So mag im Detail einiges an

den Ausführungen Fetschers für überholt gelten, seine Argumentationslinien als Ganze sind aktuell geblieben.

„Zur Dialektik des Fortschritts“ lautet der Untertitel, und so beschäftigen sich die beiden ersten Essays des Bandes mit den geistesgeschichtlichen Wurzeln des Fortschrittsbegriffs, sowie mit Überlegungen zu einem neuen Fortschrittsbegriff, der die lebensgefährlichen Widersprüche des kapitalistischen überwinde. Der neuzeitliche Fortschrittsbegriff, für den Fetscher christliche und aufklärerische Wurzeln konstatiert, sei sowohl in seiner bürgerlichen wie in seiner sozialistischen Variante im Laufe des letzten Jahrhunderts vereinfacht und verflacht worden. In beiden Konzeptionen werde der Gesichtspunkt der Befreiung der Menschheit durch Naturbeherrschung so verstanden, „daß die Steigerung der Produktion und namentlich der Produktivität schließlich als einziges oder zumindest ausschlaggebendes Kriterium des „Fortschritts“ angesehen wurde. (30) Das industrielle Wachstum spiele nach wie vor zur „inneren Legitimierung der beiden unterschiedlichen Sozialsysteme und ihrer Eliten (31) eine entscheidende Rolle. Die Tatsache der zunehmenden Zerstörung der Biosphäre durch eben jenen ungezügelter technisch-industriellen Fortschritt hat nun, so Fetscher, die beiden in-

haltlich verwandten sozialistischen und kapitalistischen Fortschrittskonzeptionen fragwürdig werden lassen: „Die Dialektik des Fortschritts besteht darin, daß sein durchschlagender Erfolg die eigenen Voraussetzungen zerstört.“ (53) Fetscher warnt allerdings, aus dem Tatbestand der fortschreitenden Zerstörung unserer natürlichen Lebensgrundlagen durch die Technik sich generell eine Technikfeindschaft zu eigen zu machen; denn: „Es ist nicht die Technik 'schlecht-hin', der wir 'ausgesetzt' sind, sondern eine zum 'technischen System' verdinglichte Wirtschaftsordnung.“ (10) Eine „Alternativzivilisation“ müsse daher eine neue, 'qualitativ veränderte, sanfte Technik entwickeln. Den Übergang zu einer solchen Gesellschaft beschreibt Fetscher mit dem etwas unscharfen Begriff „Kulturrevolution“, „durch die Haltungen, Wünsche und Erwartungen immer massenhafter werden, die dem gegenwärtigen System der Produktion und Verteilung der Güter widersprechen.“ (38) In puncto puncti aber bleibt Fetscher eigentümlich nebulös; Man darf vielleicht voraussetzen, daß die von ihm proklamierte Veränderung der Produktion die Veränderung der (kapitalistischen) Produktionsweise voraussetzt, explizit ausgesprochen wird es jedoch nicht. Andererseits; wenn ich das von ihm hervorgehobene Beispiel der Volvo-Automobilfabrik richtig verstehe,

## Rezensionen

geht es nicht um die generelle Abschaffung der Lohnarbeit, sondern um die Verbesserung der Arbeitsbedingungen und die Verringerung der Einkommensunterschiede innerhalb der unveränderten kapitalistischen Produktionsverhältnisse.

Der meines Erachtens wichtigste Beitrag in der Essaysammlung ist die Untersuchung „Karl Marx und das Umweltproblem“. Entscheidend ist die bereits eingangs aufgeworfene Frage, inwieweit die Entfesselung der Produktivkräfte durch die Revolution im Widerspruch zu heute unabdingbaren ökologischen Forderungen steht. Fetscher zitiert Marx' Kritik am romantischen Antikapitalismus und verweist auf die historische Mission, die die bürgerliche Produktionsweise in den Augen Marx zu erfüllen hatte: „Die Produktivkräfte der Gesellschaft ungemein rasch zu entwickeln“. (110) Die maximale Steigerung der Produktivität der menschlichen Arbeit sowie die Steigerung und Vielfältigung der Bedürfnisse erscheinen Marx, so Fetscher, als ein eindeutiger Verdienst und ein zu bejahender Fortschritt. Erst der Kapitalismus bilde die universal produzierenden und konsumierenden Menschen, aus denen durch die sozialistische Revolution „frei entwickelte universelle Individuen“ (116) entstehen. „Nicht die immense Steigerung der Produktion von Gütern“, so Fetschers Marx-Verständnis, „sondern die Entlas-

tung der Arbeit und die Vergrößerung der freien Zeit ... ist der eigentliche Sinn der historischfortschrittlichen Entwicklung bei Marx.“ (121) Demgegenüber haben die russischen Kommunisten, insbesondere Stalin, allein das quantitative Wachstum der Produktivkräfte zum Inhalt der Revolution erklärt. Im Gegensatz zu Marx, so folgert Fetscher, wird damit nicht die Emanzipation des Menschen, sondern die Befreiung der Produktivkräfte als oberstes Ziel proklamiert.

Fetschers These könnte man folgendermaßen umschreiben: Zwar stehen ökologische Probleme nicht im Mittelpunkt der Marxschen Kapitalismuskritik, sie sind aber in ihr aufgehoben. Wenn Marx eine Produktionsweise fordert, die den „Bedürfnissen gesellschaftlich entwickelter Individuen“ (MEW 25, 269) folgt, so werde in dieser Formulierung deutlich, daß damit andere als die heute erzeugten Produkte der Konsumtion gemeint sein müssen, daß also die rein quantitative Steigerung der Produktion zum Zwecke erhöhter Konsumtion nicht Ziel einer künftigen Gesellschaft sein werde.

Im Essay ist manches erlaubt, was in einer wissenschaftlichen Analyse nicht erlaubt wäre. Allerdings leistet sich Fetscher einige Schlamereien (z.B. falsche Bestimmung des fixen Kapitals auf S.120), die auch nicht durch die lockere Essayform zu entschuldigen sind. Ein noch gravie-

render Mangel seiner Untersuchung scheint mir die Überbetonung der Konsumtionssphäre zu sein, so als sei der den Arbeiter und nebenher auch die Natur ausbeutenden kapitalistischen Produktionsweise mit einer Veränderung des Konsumverhaltens, „der Erwartungshaltung der Menschen“ (33) beizukommen. Eine Kritik der kapitalistischen Produktionsweise von einem sowohl ökologischen als auch marxistischen Standpunkts scheint mir dieses Umweges gar nicht zu bedürfen. Eine Produktionsweise, die den Menschen den Regeln der Kapitalverwertung unterordnet, wird gegenüber der Natur kaum Rücksicht nehmen. Im Gegenteil: Der zerstörerische Verbrauch der Natur ist ebenso immanent wie der Verbrauch der Ware Arbeitskraft.

*Wolfgang Görl*

André Gorz

**Wege ins Paradies**

Rotbuch-Verlag, Berlin 1983, 157 Seiten

Gorz' „Fünfundzwanzig Thesen um die Krise zu verstehen und von links zu überwinden“ (10) fußen auf Alvin Tofflers These<sup>1</sup>), „daß nämlich der entscheidende Konflikt heute nicht kapitalistische und kommunistische Regime einander

gegenüberstellt, sondern auf der einen Seite 'die heutigen Reaktionäre' von links und rechts, die mit allen Mitteln die industrialistische Ordnung erhalten wollen', und auf der anderen Seite 'die bereits Millionen umfassende Streitmacht derer, die erkennen, daß die dringlichsten Probleme der Welt – Ernährung, Energie, Rüstungskontrolle, Bevölkerungsdruck, Armut, Rohstoffe, Ökologie, der Zusammenbruch der Städte, das Bedürfnis, produktiv zu sein – nicht mehr innerhalb der industrialistischen Ordnung gelöst werden können“ (120). Die Chance eines solchen Erkennens bietet „die Tatsache, daß es die Krise gibt“, welche „die Richtigkeit der bisherigen Politik ob rechter oder linker Provenienz in Frage stellt“ (12). Die zunehmende Automatisierung verweist zukünftig „auf ein Jenseits des Kapitalismus und des Sozialismus“, wobei „dieses Jenseits durch die Krise entschieden wird, und es kann zwei Hauptformen annehmen: die Form der völligen 'programmierten' (im Sinne, den Alain Touraine diesem Terminus gibt) technokratischen Gesellschaft oder die Form der befreiten Gesellschaft (die Marx 'kommunistisch' nannte; 53).

Die Thesen 1 bis 4 (I: Was nicht mehr sein wird) konstatieren das Ende der Entwicklung des Industrialismus und Produktivismus, weisen aber gleichzeitig auf „die Möglichkeit für die vorindustrielle (Dritte, Anm.) Welt (hin), direkt zu einer

---

<sup>1</sup> Alvin Toffler, Die Dritte Welle. Zukunftschancen, München (London) 1980.

postindustriellen und postkapitalistischen Produktionsweise überzugehen, *ohne* (H.M.) die dem Industrialismus eigentümlichen verallgemeinerten Lohn- und Warenverhältnisse zu durchlaufen“ (16). Da die „Ursachen der Krise ... in der Struktur des Produktionsapparates liegen“ und „ihre Beseitigung ... von der strukturellen Umgestaltung und *nicht* (H.M.) von dessen Verwaltung abhängig“ (17), waren sowohl links- als auch rechtskeynesianische Wirtschaftskonzepte zum Scheitern verurteilt, aber auch jene, „die sich auf den Marxismus und den Sozialismus berufen“ (II. Die Krise zu verstehen. Thesen 5 bis 11).

Die zunehmende Automatisierung und Roboterisierung verunmöglichen eine Beherrschbarkeit im Rahmen der kapitalistischen Rationalität, da sich a) die absoluten Kapitalmengen verringern und b) die Arbeit(er), d.h. die potentiellen Konsumenten beseitigt werden. „Die Abwendung von der Arbeit ist die wichtigste soziokulturelle Veränderung“ (56). Die „mikroelektronische Revolution“ (49/110/144 f.)<sup>2</sup> als eine umweltfreundliche, material- und energiesparende Technologie (eine „offene“, Gorz; „sanfte“, Amery B. Lovins) impliziert nun einerseits die Tendenz zur Demokratie („demokratische“ Technologie,

---

<sup>2</sup> Andre Gorz, *Abschied vom Proletariat*. Frankfurt/Main 1981 (Paris 1980), 133.

Lewis Mumford) und Selbstverwaltung, andererseits aber autoritärer Politik („autoritäre“ Technologie) als Hyperzentralisierung. Der Arbeitskonservatismus - die „Religion der Arbeit“ (104) - führt zu einer 'räumlich' dualistischen Organisation (Guy Aznar) der Gesellschaft, d.h. hier die „Klasse der regelmäßig Arbeitenden“ (58) und hier die „Klasse der gegen die Arbeit gleichgültigen“, die „Nicht-Klasse der Nicht-Arbeiter“<sup>3</sup>) als eine Bewahrung des Herrschaftssystems des Kapitalismus. Die elektronische Revolution „leitet (aber auch) potentiell eine Zivilisation ein, in der die ökonomischen Ziele, die Warenproduktion, der monetäre Austausch wieder zweitrangig sein könnten“ (110; III. Beseitigung der Arbeit - Agonie des Kapitals. Thesen 12 bis 16).

Als einen „Ausweg aus dem Kapitalismus“ (IV. Thesen 17 bis 25) sieht Gorz die „Garantie eines vom Arbeitsplatz unabhängigen lebenslangen Einkommens“ (68) mit der Funktion, „an alle Mitglieder der Gesellschaft den Reichtum zu verteilen, der aus den Produktivkräften der Gesellschaft *insgesamt* (H.M.) ... resultiert“, bezeichnet als „Soziallohn“, „Sozialdividende“ und „Sozialeinkommen“ (70). Arbeitszeitverkürzung, „Banalisierung der Arbeit“ (i.e. „austauschbare Arbeit auf die größtmögliche Zahl von Personen“, 75), Abwendung des „techni-

---

<sup>3</sup> ebd., 63.

schen Imperativs“ sind Voraussetzung für eine „Beseitigung der heteronomen Lohnarbeit ... und Bedingung für die Befreiung und Bereicherung des Daseins“ (78). Eine Befreiung setzt „die Verringerung der für die Produktion des Notwendigen aufgewendeten Zeiten voraus“, daß „was die Individuen als gesellschaftliche Individuen brauchen“ (91), um so eine „Autonomiesphäre im Rahmen einer pluralistischen Wirtschaft“ zu schaffen, in der „alles Nicht-Notwendige von Tätigkeiten abhängt, die sowohl autonom wie selbstbestimmt und fakultativ sind“ (93). Die sozialen Beziehungen „umfassen also zwei Sphären: die der Autonomie, ... die Sphäre der warmen oder konvivialen Beziehungen, ... und die Sphäre der Heteronomie ... als die kalten Sozialbeziehungen ... Beziehungen, die kodifiziert sind gemäß den Sachzwängen der Gemeinschaft“ (112)<sup>4</sup>.

Für die Tätigkeit des Einzelnen umfaßt dies „drei Ebenen:

1. die makrosoziale heteronome Arbeit, ... gesamtgesellschaftlich,
2. die mikrosoziale, kooperative, gemeinschaftliche oder Vereinstätigkeit ... auf lokaler Ebene ... und
3. die autonome Tätigkeit ... die persönliche“ (98).

Verbunden durch „eine zweite Ebene des sozialen Gewebes der bürgerlichen Gesellschaft“ garantiert der Wechsel zwischen heteronomer

Arbeit, mikrosozialer fakultativer Tätigkeiten und persönlichen autonomen Tätigkeiten .. die „Freiheit des Einzelnen“ und schafft „Initiativen und Phantasie“ als „der Reichtum des Lebens“ (98 f).

Die Radikalität der von Gorz ins Auge gefaßten Umwälzung erweist sich aber nur als ein Umwerten und Umdenken innerhalb der subjektiven Sphäre der gesellschaftlichen Individuen. Nachdem er die Überwindung der Kapitalverhältnisse und das Absterben des Staates für unmöglich hält (cf. 115 f.), sucht er den Ausgangspunkt für eine gesellschaftliche Umgestaltung im Bereich der Nicht-Arbeit resp. in der „Nicht-Klasse der Nicht-Arbeiter“ als „dem möglichen gesellschaftlichen Subjekt des Kampfes“ (58). Massenarbeitslosigkeit wird für ihn ähnlich wie für Bahre) zu einer fördernden Bedingung für einen massenhaften Ausstieg aus den Zwängen des Produktionsprozesses. Die Sphäre der Nicht-Arbeit wird zum Raum für Autonomie als einer des Überwindens der Herrschaft von Kapital und Staat. Statt eines einheitlichen Handelns von Beschäftigten und Erwerbslosen als *das* Widerstandspotential leisten zu wollen, versucht das Gorz'sche Individuum im subjektiven Denken und Wollen seine Autonomie am Rande des fiktiven Nachtwächterstaates fristen zu können. Eine gesamtgesellschaftliche Umwälzung wird ersetzt durch die Änderung der „Denkge-

---

<sup>4</sup> ebd., 86; cf. MEW 25, 828.

## Rezensionen

wohnheiten und Wertvorstellungen“ (121). Aber nur eine revolutionäre Kraft oder ein Ensemble revolutionärer gesellschaftlicher Kräfte kann eine aufrechterhaltene Ordnung zerstören und den Produktivkräften Bahn brechen, indem die Produktionsverhältnisse ihnen angepaßt werden.

*Hans Mittermüller*

Wolfgang Henniger/Horst Linder (Hg)

### **Das Umsteigerbuch**

Athenäum-Verlag 1983, 268 Seiten, DM 16,80

Der von W. Henniger und H. Linder herausgegebene Band versammelt zwischen den Paperbackkartons Beiträge von 32 Textautoren, welche angefangen vom Referenten über Lehrerarbeitslosigkeit im Philologenverband, über einen Gewerkschaftssekretär, Verlagsvertreter, Geschäftsführenden Vorstand der Vereinigung zur Förderung der Public Relations-Forschung bis zum Referenten im Institut der deutschen G7Wirtschaft Köln ihre Erfahrungen, Meinungen und Ansichten über berufliche Alternativen für Studenten und Absolventen der Kultur- und Sozialwissenschaften, insb. der Lehramtsstudiengänge, und den Lernprozeß des „Umsteigers“ präsentieren.

Was können nun Hauptfach-Studenten/innen der Philosophie zu diesem Buch für eine Verbindungslinie ziehen? Für Nebenfach-Studenten/innen aus den Lehramtsstudiengängen, der Politologie, Psychologie oder anderen „brotlosen Künsten“ versteht sich der Bezug zum Inhalt des Buches wohl von selbst. Auch wenn ein Studium des Hauptfachs Philosophie in Bayern (im Gegensatz zu anderen Bundesländern) nicht Zugang zu Lehramtsprüfungen bietet, so bildeten traditionellerweise die staatlichen Stellen der Wissensvermittlung den Bezugspunkt und eine evt. Berufsperspektive. Mittlerweile finden sich hingegen auch Leute, welche ein philosophisches Abschlußpapier erworben haben, in Tätigkeitsbereichen wie Buchhandel, Weinhandel, Gastronomie u.a. Dienstleistungsgewerben (Taxifahren etc.) als auch in gehobenen Managementetagen. Auch wenn eine feste Berufsperspektive zahlreichen Studienanfängern 'wurscht' ist, und es heißen mag, „philosophy is everywhere“, ein reibungsloser Übergang von der Studentenbank auf einen Philosophensessel ist nicht mehr gewährleistet. Nach seinem Examen muß sich auch derjenige, welcher über ein fachliches „Sendungsbewußtsein“ oder eine voreingenommene Identität mit bestimmten intellektuellen Tätigkeitsformen verfügt, mit den „Anforderungsprofilen“ der Stellenhüter und den Hieroglyphen

der Arbeitswelt auseinandersetzen. Wer heute auf ein Examen oder den großen philosophischen Durchblick hin studiert, „ohne nach rechts und links zu gucken, hat nicht begriffen, daß man seinen Arbeitsplatz heute erarbeiten muß“ (A. Krause, 176). Und eine praxiserprobte Weisheit: „Es ist wie im Kino: Rechtzeitiges Examen sichert beste Plätze.“ (175) Mit diesem pragmatischen Vergleich ist der Hinweis verbunden, daß sich Studenten schon während ihrer Studienzzeit nach Tätigkeiten umschauen und im Hinblick auf verschiedene Berufsfelder sich informieren sollten. Insofern ist nicht nur beim Studium Eigeninitiative gefragt! Eine solche befördern, können sicherlich die Informationen und Anregungen dieses Buches. Nach einleitenden Abschnitten über „Umsteigen als Lernprozeß“ und das Anbieten der eigenen Arbeitskraft (Bewerbung) folgen drei Hauptkapitel über „Alternativen für Lehrer?“, „Berufsfelder für Umsteiger“ und Weisen „alternativer“ Kulturpraxis. Berichtet wird über Lehrer-Arbeitslosen-Initiativen, pädagogische „Nebenstraßen“, „Wege aus der Sackgasse der Lehrerarbeitslosigkeit“, geschrieben wird über die Tätigkeitsbereiche Buchhandel und Verlage, Entwicklungshilfe, kirchliche Einrichtungen, neue Medien, Tourismus, Versicherungen, Umweltschutz. Zum Abschluß des Bandes werden Hinweise gegeben auf notwendige Voraussetzungen,

um sich, in welcher Weise auch immer, selbständig zu machen, auf Berufsmöglichkeiten im Ausland sowie auf ein „Jobben mit Kalkül“. Zu jedem einzelnen Beitrag sind Literaturhinweise und entsprechende Anschriften hinzugefügt.

So ein „Umsteigerbuch“ kann keine Patentrezepte vermitteln, will hingegen Hilfestellungen versuchen für individuelle Orientierung unterhalb einer Ebene struktureller Lösungsvorschläge, auf daß der „Praxischock“ für Jünger des Geistes nicht zu hart werde.

*Rüdiger Brede*

Ivan Illich:

### **FORTSCHRITTSMYTHEN**

Rowohlt-Taschenbuch, Reinbek bei Hamburg  
1983, 140 Seiten

'Schnelldenker' Ivan Illich versteht dieses Essay als Nachtrag zu seinem Buch 'Selbstbegrenzung'<sup>5</sup>, in dem er drei Dinge vorhat: „erstens, ich will den Charakter einer waren- und marktintensiven Gesellschaft beschreiben, in der die Überfülle an Waren die autonome Erzeugung von Gebrauchswerten lähmt; zweitens, ich will aufzeigen, welche verborgene Rolle die Experten in dieser Gesellschaft spielen, indem sie

---

<sup>5</sup> Ivan Illich, Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik. Reinbek 1973.

## Rezensionen

deren Bedürfnisse prägen; drittens, ich will Illusionen aufdecken, die unsere Abhängigkeit vom Markt zu verewigen droht“ (15).

Vor der Hypostase der Identität der Wirtschafts- und Industriesysteme in Ost und West untersucht Illich nun die „negativen Internalitäten der Modernisierung“ (12), d.h. die sozial kritische Grenze der Industrialisierung, bei deren Überschreitung der anfänglich quantitative Vorteil in einen qualitativen Nachteil umschlägt. Zentralbegriff seines dialektischen Denkmodells ist der der „Grenze“ resp. der „Schwelle“. In einer spätindustriellen Gesellschaft, „wo der Ökonom den Priester ersetzt hat“ (19), organisiere sich das Leben um die Ware. Doch diese fast ausschließlich tauschwertproduzierende Gesellschaft könne nur „innerhalb gewisser Grenzen.. die Gebrauchswerte befriedigend ersetzen. Über diesen Punkt hinaus diene die weitere Produktion den Interessen der Produzenten und Experten“ (54). Die Vorherrschaft dieser industriellen Produktionsweise, das „radikale Monopol“, zerstöre nun unvermeidlich Gebrauchswerte und führe zu einer „paradoxen oder spezifischen Kontraproduktion ... überall da, wo die Substitution eines Gebrauchswertes durch eine Ware über eine kritische Schwelle hinaus die Ware gerade ihres eigenen Wertes beraubt“ (56). Die industrielle Wachstumsideologie, „die Fortschritt mit Überfluß gleichsetzt“

(25), führe zu einer „Modernisierung der Armut“ (23) und zur „Unfähigkeit der Selbstbeschäftigung im autonomen Handeln“ (54). Dieses „radikale Monopol“ über die Befriedigung der Bedürfnisse entwickle nun „die Fähigkeit, gerade das Bedürfnis zu schaffen und zu formen, das es allein befriedigen kann“ (98) – die Diktatur der Bedürfnisse. In der modernen Gesellschaft besteht nun nach Illich eine „starre Interdependenz von Bedürfnissen und Markt“, gewährleistet durch ein Monopol „kirchenähnlicher Expertenzünfte“ (44), die „den Nexus zwischen Waren und Befriedigung legitimieren“ (26 f.). Dieses technokratische Ethos als „elitäres Expertenethos“ (31) führe aber geradewegs zur Entmündigung des Staatsbürgers durch Experten<sup>6</sup>, zu einer zunehmenden subjektiven Verstümmelung infolge totaler Abhängigkeit vom Markt einerseits, genährt durch die „Macht der Illusion“ andererseits, „die sich auf den Staat als oberster Verwalter ... richtet“ (50), die aber den Staatsbürger zum Klienten macht, der dann durch die Experten gerettet werden muß. Diesem Expertenethos stellt Illich das nachprofessionelle Ethos der „konvivialen“<sup>7</sup> Mäßigung“ ent-

---

<sup>6</sup> Ivan Illich u.a.. Entmündigung durch Experten. Zur Kritik der Dienstleistungsberufe. Reinbek 1979,

<sup>7</sup> 'convivialidad' bedeutet die Fülle des Miteinanderlebens. Spanisch 'la convivencia' heißt, „er nimmt Anteil am

gegen, d.h. „den persönlichen Gebrauchswert, über den alle verfügen können, gegen die entmündigende Bereicherung der wenigen zu schützen“ (28 f.). Diese Ökonomie der Gebrauchswerte oder „der Ethos einer von Experten befreiten (postindustriellen, H.M.) Epoche... ist eine moderne Subsistenz ..., ein neuer Lebensstil, der in einer nachindustriellen Volkswirtschaft herrschen könnte, in der es den Menschen gelingen wäre, ihre Abhängigkeit vom Markt zu reduzieren, und zwar dadurch, daß sie - durch politische Mittel (welche?, H.M.) - eine soziale Infrastruktur einrichten und schützen, bei der Techniken und Werkzeuge hauptsächlich dazu dienen, Gebrauchswerte herzustellen, die sich der Messung und Bewertung durch die professionellen Bedürfnismacher entziehen“, sogenannte „konviviale Werkzeuge für am Gebrauchswert orientierte technische Artefakte“ (70). Eine solche radikale Politik als „Umrüstung der modernen Gesellschaft von industriellen auf konviviale Werkzeuge“ setze jedoch die Unterordnung „des Prinzips der gerechten Verteilung dem der

---

Mitmenschen“ (14 f.). "Unter Konvivialität verstehe ich das Gegenteil der industriellen Produktion... Die Konvivialität ist die individuelle Freiheit, die sich in einem Produktionsverhältnis realisiert, das in eine mit wirksamen Werkzeugen ausgestattete Gesellschaft eingebettet ist" (I. Illich, Selbstbegrenzung, a.a.O., S. 32 f.)

dem der gerechten Partizipation voraus“ mit dem Ziel „einer Naturwissenschaft und Technik im Dienste effektiverer Gebrauchswerterzeugung“ (ibd.). „Partizipatorische Demokratie“ (75, 82) erfordert für Illich „technologische Reife“ (111) im Sinne einer Technologie des geringen Energieverbrauchs und einer „reifen Ökonomie ..., innerhalb derer die autonomen Formen der Produktion gestärkt werden“ (110). Diese „Politik der Konvivialität“ (13) bedeute „Selbstbeschränkung, um Mittel davor zu bewahren, daß sie ihren Eigenzweck verlieren“ (101) und „Selbstbegrenzung durch eine Grundausstattung von Werkzeugen, die sich schon durch ihre bloße Beschaffenheit technokratischer Kontrolle entziehen“ (136). Den Springpunkt einer „postindustriellen Gesellschaft“ sieht Illich im Begriff der „sozial kritischen Energiequanten“<sup>8</sup>, d.h. es gäbe „ein kritisches Quantum des Energieverbrauchs, über den hinaus Energie nicht mehr durch politische Prozesse kontrolliert werden kann“ (79), wo „die technische Struktur der Produktionsmittel die soziale Struktur vergewaltigen muß“ (77, vgl. 97). Der Forderung aber „nach öffentlichem Eigentum oder öffentlicher Kontrolle über die Produktionswerkzeuge“ setzt Illich „die Abschaffung des Rechts auf korporati-

---

<sup>8</sup> Untertitel des Essays v. I. Illich, Die sogenannte Energiekrise oder Die Lähmung der Gesellschaft. Reinbek 1974.

ve Geheimhaltung“ (132) durch eine „Mehrheitskoalition“ (!) entgegen.

Illich ersetzt hier die ökonomische Revolution durch eine energetische. Die Struktur der Produktionsverhältnisse hört auf, eine abhängige Variable zu sein (Bonaventura de Sousa Santos); öffentliches oder privates Eigentum an Produktionsmitteln verhindern gleichermaßen Gerechtigkeit und Freiheit infolge Kapitalinteressen und unbegrenztem Industriewachstum. Illich fordert Selbstnegierung der Industrie durch „wissenschaftliche Subsistenzwirtschaft“ und „fundamental, selbstgewählte, antibürokratische und antitechnische Beschränkung“ (136 f.) als die „radikale partizipatorische Politik“ des Durchbrechens von Vergegenständlichung und Entfremdung. Wer aber nun Subjekt dieser radikal industriekritischen Opposition sein soll, bleibt offen. Aufzuheben aber wäre der Aspekt der Dialektik des Übergangs von Quantität in Qualität, wenn der quantitative Zuwachs des Energieverbrauchs und der Industrie eine kritische Stufe erreicht, dann wandelt sich der damit verbundene Sozialprozeß zu einer neuen und anderen Qualität. Aber anstatt die einzelnen Thesen in mannigfachen Publikationen zu variieren, sollte Illich sie einmal als Momente einer Theorie – prozeßhaft zusammenfassend – reflektieren.

*Hans Mittermüller*

Ernst Nolte

### **Marxismus und industrielle Revolution**

Klett-Cotta, Stuttgart 1981

Mit dieser Arbeit legt uns der Historiker Ernst Nolte den dritten Band seiner Trilogie vor, die zum Thema „die Geschichte der Entstehung, des Praktischwerdens und des Scheiterns der modernen großen Ideologien“ (19) hat. Dieser Schlußband stellt chronologisch gesehen den ersten Band dieser Trilogie dar. Nach dem Buch: „Faschismus in seinen Epochen“ (1963) und „Deutschland und der Kalte Krieg“ (1974) soll nun das Zeitalter der industriellen Revolution in England zur Darstellung gelangen. Was den Titel „Marxismus und industrielle Revolution“ betrifft, so ist dieser Problemkomplex als Totalität von Realgeschichte und deren Widerspiegelung vom Autor nicht in das Zentrum seiner Arbeit gerückt worden. Dem Autor geht es vielmehr zuerst um eine rein deskriptive Beschreibung der englischen Zustände, die zur sogenannten industriellen Revolution führten. Die Universalität der Überschrift des Buches entspricht keineswegs dem Inhalt desselben.

Die Arbeit ist in zwei große Teile unterschieden, deren erster Teil die Beschreibung der englischen Ge-

schichte von 1750 bis 1851 umfaßt. Zwischen rein deskriptiven Teilen schiebt der Autor ideengeschichtliche Abschnitte ein, die zu den jeweiligen abgehandelten Zeitabschnitten einen kurzen, summarischen Abriß über herrschende Theorien, Ideologien, wichtige Persönlichkeiten des geistigen Lebens Englands bieten. Der zweite Hauptteil beschäftigt sich mit „Marx, Engels und die industrielle Revolution“.

In der Einleitung des Buches zeigt Nolte explizit auf, worum es ihm in diesem Werk geht:

These I: Der Marxismus sei eine Ideologie, die nur auf dem Hintergrund der Entstehung, dem Verlauf und der Auswirkung der englischen Geschichte im Zeitalter der industriellen Revolution zu verstehen ist. Nolte wendet sich hier gegen das Diktum Lenins, der den Marxismus aus den drei Quellen der deutschen Philosophie, der englischen Nationalökonomie und der französischen Frühsozialismus gespeist sah. Nolte dagegen sieht Marx und Engels nur als geniale Epigonen von Theoretikern und Ideologen, die bereits in England zur Zeit der industriellen Revolution selbst zu diesem umfassenden Problem Stellung genommen haben. Somit ist es die spürbare Tendenz des ersten Teils, Marx auf seine Vorgänger, besonders auf die englischen Kritiker von Links und Rechts im Kapitalismus, zu reduzieren. Aus dieser Grundthese

entspringt dann Noltes Bedürfnis einerseits, das gesellschaftliche Phänomen „industrielle Revolution“ auf die englische Geschichte zu zentrieren, ihren Verlauf aufzuzeigen und die sie begleitenden Interpretationen, Theorien, Ideen, etc. jeweils zu dokumentieren. Im ersten Teil der Arbeit, der immerhin 300 Seiten umfaßt, findet sich keine direkte Auseinandersetzung mit marxistischer Theorie zu diesem Komplex.

These II lautet: Der Marxismus sei eine Synthese „des nach seinen Ursprüngen Unvereinbaren, das nur durch einen Glaubensakt zusammengebracht werden kann“ (38), um aus diesem Vordersatz als liberaler Theoretiker und Historiker den Schluß zu ziehen: „und zugleich als eine ungleichmäßige Synthese, die nicht überall im selben Maße originell ist, und die den Vorgängern längst nicht in jedem Fall gerecht wird.“ Worauf zu fragen wäre, ob denn dieses Kriterium über den Wert einer Theorie begriffener Aneignung von Welt Aufschluß gibt. Es geht Nolte aber methodisch nicht um die Differenz des Marxismus zu allen vorherigen Theorien, die sich gedanklich dem Phänomen Kapitalismus näherten, sondern ist bestrebt nachzuweisen, daß es eigentlich keine Differenz von Marx zu den englischen Theoretikern gibt.

Die These III, die am Vorherigen anschließt, umfaßt die Fragestellung, warum es überhaupt für einen

## Rezensionen

Historiker notwendig sei, sich mit dem Marxismus zu beschäftigen. Nolte sieht den Marxismus aus historischer Perspektive; insbesondere geht es ihm um die zu erklärende weltweite Wirkungsgeschichte des Marxismus.

Im Leninismus, dem heutigen Abkömmling des „real existierenden Marxismus“, sieht Nolte den ideologischen Widerpart zum Faschismus. Faschismus wie Marxismus sind für ihn radikale ideologische Ausdrücke für Perversionen der politischen Systeme des 20. Jhd. Da er Vertreter der „Totalitarismusthese“ in der Geschichtsforschung ist, ergibt sich fast von selbst seine These IV: Durch das Fehlen einer Entwicklung der Sowjetunion zum „liberalen System“ ist es bedingt, daß in Westeuropa faschistische Parteien an die Macht kamen (39). Wer diese Hauptthese in der Einleitung des Buches findet, glaubt zuerst eine schon zu bekannte Strickweise des Antimarxismus zu finden. Weit gefehlt, denn trotz der Grundthesen seines Buches, die unterschwellig den Gang der Untersuchung bestimmen, bemüht sich Nolte zumindest in den geschichtlichen Teilen seines Werkes, solide Handwerkskunst der Historiker anzuwenden. Er kennt die Quellen und Thesen seiner Zunft und breitet sie langatmig auf 300 Seiten aus. Wer um einen Überblick über diese Epoche bemüht ist, kann hier in Noltaschen Werk Anregungen und

Hinweise finden. Die ideengeschichtlichen Teile des Buches sind Abrisse kurzer Schilderungen der vorherrschenden ideologischen Strömungen und deren Vertreter in der jeweiligen Zeit. Leider fehlt jeder ordnende Zusammenhang in diesem Sammelsurium von beschriebenen Personen, Büchern und dem Widerspiegelungsverhältnis von Politik und politischer Theorie.

Ein Hauptkritikpunkt des ersten Hauptteils des Buches betrifft die rein geschichtliche Deskription über die Entstehung und Auswirkung der naturwissenschaftlichen Revolution auf Technik und Industrie. Dieses Problem ist viel zu oberflächlich und viel zu kurz behandelt worden. Die rein technischen Neuerungen an den Maschinen stehen bei Nolte als Selbstursachen der industriellen Revolution fälschlich im Vordergrund seiner Darstellung. Die Voraussetzungen die Bedingungen der wissenschaftlich-technischen Revolutionierung der Produktionsmittel werden völlig von den gesellschaftlichen Bedingungen dieser Epoche abstrahiert. Sowohl soziale, ökonomische wie institutionelle Bedingungen mußten vorhanden sein, um diese komplexe Erscheinung der industriellen Revolution ins Leben zu setzen.

Der zweite Teil der Untersuchung umfaßt inhaltlich das angezeigte Thema des Buches; in ihm geht es eigentlich um das Problem von Marxismus und industrieller Revolu-

tion. Auch in diesem Teil herrscht die geschichtlich-chronologische Darstellung der Entwicklung von Marx und Engels vor. Über eine kurze Schilderung der deutschen Zustände um die Jahrhundertwende vom 18. zum 19. Jhd. gelangt Nolte zu einem kurzen philosophiegeschichtlichen Teil, worin cursorisch Kant, Fichte, Hegel und Feuerbach abgehandelt werden. Über die Heerstraße der deutschen Philosophiegeschichte gelangt Nolte zu den philosophischen Voraussetzungen des jungen Marx. Auch in diesen geistesgeschichtlichen Exkursionen des Autors findet sich kaum Neues zum Verständnis von Marx und der klassischen deutschen Philosophie im Anschluß an Hegel.

Der geschichtliche Teil zur Entstehung des Marxismus wird in traditioneller Weise in drei großen Schritten abgehandelt:

- a) Der frühe Marx und sein Verhältnis zu Engels,
- b) die mittlere Schaffensperiode von Marx: „Grundrisse“, Vorstudien zum „Kapital“ und „Kapital“, und zum Abschluß:
- c) der späte Engels.

Diesem Teil schließt sich ein Kapitel über „Thesen und Probleme“ (400) an, in dem sich kurze Zusammenfassungen über die wichtigsten Begriffe und Termini der marxistischen Theorie finden, über den Klassenbegriff, den Mehrwertbegriff etc.

Den Abschluß der Arbeit bildet ein „Ausblick“ des Verfassers auf die Gegenwart, worin Leninismus und Liberalismus als große Antagonismen abgehandelt werden. Der geistesgeschichtlichen Behandlungsart des Themas entspricht die Tendenz des Autors, alles Wesentliche cursorisch und leider oft nur oberflächlich in den Blick zu bekommen. Das Buch bietet für den Außenstehenden eine gute Übersicht und eine Reihe von Anregungen; Lesern, die jedoch mit dem Marxismus vertrauter sind, wird dieses Buch kaum Neues und Anregendes bieten.

*Ralph Marks*

Hans A. Pestalozzi

### **Nach uns die Zukunft.**

#### **Von der positiven Subversion**

Kösel-Verlag, München 1980, 220 Seiten

Pestalozzis Buch ist eines der pädagogischen Ratschläge, ausgehend von der „Definition einer positiven Grundhaltung, die der Kritik entspringt“ (45), mit dem Ziel „zu lernen, 'subversiv' zu sein, im guten, optimistischen, positiven, zukunfts-gläubigen Sinn 'subversiv' zu sein“ (49).

Hans A. Pestalozzi, ehemals Leiter des Gottlieb Duttweiler-Instituts für Management, Nachfolger des Schweizer Unternehmers und Sozi-

alpolitikers Gottlieb Duttweiler (1888-1962), eines „genialen Unternehmers, dem es gelungen war, in seinem Bereich eine Marktwirtschaft ohne die negativen Komponenten des Kapitalismus zu verwirklichen“ (87), versucht nun das Ideal seines Vorgängers mittelst 'positiver Subversion' zu retten. Ihm geht es „nicht um die Abschaffung der Marktwirtschaft -..., sondern um den Erhalt der positiven Seiten“ (92) und der „Schaffung neuer Rahmenbedingungen der Marktwirtschaft“ (93) durch eine Marketing-Konzeption des „Marketings by Assessment“ (895), der „Konzeption der Sozialbilanz“<sup>10</sup> und des „Technology Assessment“ (137).

Als der entscheidende Widerspruch unserer Gesellschaft stellt sich für Pestalozzi der des Ist-Zustandes und der des Soll-Zustandes (170). Demokratie sei heute eine „straff hierarchisch organisierte, oligarchische Plutokratie“ (23); die „Freiheitsrechte... sind durch die Ansprüche einer sich immer totalitärer gebärdenden Wirtschaft großteils ausser Kraft gesetzt“ (24), bar jeder „moralischen Prinzipien“ (19). Der Totalitarismus der Wirtschaft, deren einziger Parameter die Profitmaximierung ist, tritt als alleiniger Entscheider über das politische System auf, wobei der Mensch einzig als

Faktor 'Arbeit' in Rechnung gestellt wird (eine Negation von Otium 'freie Zeit' durch Negotium 'Arbeit'; cf. 28, 65, 152). Aus dem Unvermögen, das verfügbare Arbeitsvolumen neu zu verteilen“ (statt Befreiung des Menschen von der Muß-Arbeit erfolgt die Schaffung neuer unsinniger Muß-Arbeit), die einseitige Arbeit mit der Möglichkeit der Vielseitigkeit der Ausbildung in Einklang zu bringen, die Auflösung sozialer Gemeinden zu verhindern, das Problem des verstärkten Auseinanderklaffens von arm und reich, der Umweltzerstörung sowie der Vermögenskonzentration zu lösen, oder auch den sog. militärisch-industriellen Komplex zu durchbrechen, folgert Pestalozzi, daß „wir uns an der Schwelle zum nachindustriellen Zeitalter befinden“ (139). Um nun die Voraussetzungen für ein „Vorwärts in die nachindustrielle Zeit“ zu schaffen, bedarf es *keiner* Systemveränderung (H.v.m.), sondern nur „der Bereitschaft derer, die in unserer Gesellschaft und Wirtschaft das Sagen haben“, ihre Strukturen transparent zu machen, d.h. den Schritt über die Schwelle zu ermöglichen, um „ein Landen im Totalitarismus, sei er nun rot, braun oder eben grau“ (148) zu verhindern.

Um nun diese Bereitschaft erwirken zu können, bedarf es sog. „Subversions-Rezepte“ (54), die die „Ohnmacht des einzelnen in eine Macht der Gemeinschaft“ verwandelt

<sup>9</sup> cf. Otto Wolff, Marketing by Assessment, in: 'Marktforschung' Nr.2/1975, 29 ff.

<sup>10</sup> ebd., 113 ff.

(„Individualismus ohne Solidarität ist Feigheit. Individualismus ohne Engagement ist Flucht“, 35 - H.E. Richters 'Lernziel Solidarität'). In seiner „Taktik der kleinen Schritte“ – „weil wir nicht bis auf den Tag warten können, wo eine Solidarisierung, ein Streik, als wahrscheinlich die einzige Gegenmaßnahme einer grundlegenden Veränderung, sich verwirklichen läßt“ (49 f.) – geht es ihm um das Erkennen von Problemen, um Information und deren Beurteilung, um das „persönliche sich-Lösen von Begriffen“ (61; z.B. der Begriff 'Fortschritt', 'Rationalisierung', 'Effizienz', u.a.) und um „das Hinterfragen von... Wertmaßstäben“. In der Ablösung des „homo oeconomicus“ durch den „Öko-Konsumenten“ sieht Pestalozzi „eine positive, freudige Verweigerung, ein positives, optimistisches Nein, ein JA zum NEIN“ (111), ein Verhalten für ein „Vorwärts in die nachindustrielle Zeit“ (83). „Technology Assessment“ soll mit „Marketing by Assessment“ verbunden werden, d.h. sämtliche Innovationen sollen unter gesellschaftliche Kontrolle auf ihre Auswirkungen hin evaluiert und der „Konzeption der Sozialbilanz“, d.h. Transparenz der Unternehmen für die Öffentlichkeit bei Einräumung einer „Parität für außerökonomische Faktoren“ (85 f.) untergeordnet werden. Gleichzeitig appelliert Pestalozzi – ganz im Sinne Duttweilers – an „die vereinten Kräfte von Staat, Massenme-

dien, erwachten Verbraucher-Organisationen und fortschrittlichen Unternehmen“ (37) auch auf außer ökonomische Kriterien Rücksicht zu nehmen. Es gilt ihm, „neue Rahmenbedingungen für unsere Marktwirtschaft (zu) scharfen“, und „die einzige Möglichkeit, ..., liegt in der Demokratisierung aller unserer Lebensbereiche, vor allem aber der Wirtschaft“ (138).

Um nun „die Wirklichkeit zu verändern“ (159ff.) gibt es „keine andere Kraft... als den mündigen Bürger“ (157) in seiner selbstbestimmten Verantwortung (Antwortgeben, -nehmen). Ganz im Sinne E. Fromms inneren „Ethos des Seins, des Teilens und der Solidarität“ und der 'beati possidentes' der glücklichen Besitzer der rechten Wahrheit, steht Pestalozzis „Erziehung zur Wahrheit..., selbst nach dem suchen zu können, was ich persönlich als wahr empfinde“ (218), für einen „positiven, zukunftsgläubigen, gewaltlosen, also subversiven Kampf (der. Verweigerung; H.M.) gegen die Zwänge des heutigen Systems, gegen den Totalitätsanspruch der Wirtschaft, gegen den Machtanspruch des Kapitals und seiner Vasallen“ (170), für eine „brüderlich/schwesterliche Gesellschaft“ (170).

Wo Pestalozzi einerseits „die innewohnenden Widersprüche unserer Wirtschaft“ (139) konstatiert, entlarvt er andererseits nur erscheinende Fakta, nicht aber den gesamten

## Rezensionen

Prozeß selbst, auf dem diese beruhen. Seine Totalitarismuskritik richtet sich zwar verbal auch gegen das marktwirtschaftlich-kapitalistische System, inhaltlich zielt es jedoch gegen den Sozialismus als (mögliche) Alternative. Seine Angst vor der Vermassung, weil er den Verlust dessen befürchtet, was er als Individualität empfindet, als bürgerliche Freiheit in ihrer wesentlichen Form der freien Marktwirtschaft, treibt ihn eine individual-subversive Gesinnung, „wo der überbau floatet, weil ihn an der Basis nichts mehr hält“. Gesinnung ersetzt die verändernde Tat, das Überwinden weicht dem alleinigen Verstehen. So verzichtet Pestalozzi, die alte marktwirtschaftlich-kapitalistische Welt mit ihren eigenen Gesamtmitteln zu überwinden und umzuwälzen. Vielmehr sucht er hinter dem Rücken der Gesellschaft, gleichsam auf Privatweise, innerhalb ihrer beschränkten Existenzbedingungen eine Erlösung zu vollbringen.

*Hans Mittermüller*

Ali Wacker

Arbeitslosigkeit.  
Soziale und psychische Folgen  
Europäische Verlagsanstalt,  
Frankfurt/Main 1983, 197 Seiten,  
19,80 DM

Daß Ali Wackers Buch von 1976 mittlerweile in der 3. unveränderten

Auflage erschienen ist, spricht dafür, daß es zu einem Standardwerk zum Problem der Arbeitslosigkeit geworden ist, obgleich es notgedrungen die politischen und sozialen Veränderungen seit seinem ersten Erscheinen nicht verarbeiten konnte. Interessant und auch heute noch lesenswert ist es in erster Linie deswegen, weil es meines Wissens der erste Versuch nach dem Anstieg der Massenarbeitslosigkeit in der BRD war, einen theoretisch-konzeptionellen Rahmen aufzuspannen, der eine sinnvolle und fundierte Diskussion über die psychischen und sozialen Folgen der Arbeitslosigkeit ermöglicht hat. Gestützt auf die Auswertung empirischer Studien über die Lage von Arbeitslosen vor allem der 30er Jahre hebt Wacker den Verlauf der Zeit- und Lebensgefühlveränderungen von Dauerarbeitslosen hervor. Die anfängliche Hoffnung auf einen neuen Arbeitsplatz weicht allmählich der Resignation und Verzweiflung, um dann im Zustand der Apathie zu enden.

„Der Schrumpfung des Aktivitäts- und Lebensraumes geht die Erosion des Zeitbewußtseins und der Zukunftsperspektive parallel... Die Schockwirkung der Betriebsschließung, die Vernichtung der Existenzgrundlage eines ganzen Dorfes führt über eine Phase aktiver Erregung zum 'Gefühl der Unabänderlichkeit und der Aussichtslosigkeit'“ (43). Plastisch beschreibt er, wie mit

die psychischen Erosion des Arbeitslosen der Zerstörung seiner sozialen Beziehungen und Kontakte (Familie, Bekannte etc.) einhergeht. Es ist Wacker zuzustimmen, wenn er in seinem aktualisierenden Vorwort einschränkend hinzufügt, daß diese Verhaltensmuster vor allem bei dem Typus des „männlichen Dauerarbeitslosen mit einer häufig jahrzehntelangen Arbeitsbiographie“ (10) vorherrschen; daß man also jene Aussagen über die psychosozialen Folgen der Arbeitslosigkeit nicht blindlings verallgemeinern darf, sondern an den jeweiligen sozialen Gruppen überprüfen muß. Insbesondere jene wachsende Gruppe von Arbeitslosen ist in Wackers Studie zweifellos unterrepräsentiert, die niemals in einem dauerhaften Arbeitsverhältnis gestanden ist und dennoch sozial, z.T. politisch, aktiv geblieben ist und in Selbsthilfe- und Alternativprojekten mitarbeitet; also vor allem junge Arbeitslose. Die Grenze zwischen Arbeit und Arbeitslosigkeit ist heute sicherlich fließender geworden als in der Zeit der 30er Jahre, auf die sich Wacker stützt. Damit aber dürfte auch das Potential der Arbeitslosen gestiegen sein, das bereit und in der Lage ist, sich zu wehren und selbstständig zu handeln, statt in Apathie zu verfallen. So deutlich Wacker bei der Analyse der Ursachen der Arbeitslosigkeit ist, die er nicht der „Technik an sich“ anlastet, sondern als „untrenn-

lichen Begleiter der kapitalistischen Produktionsweise“ (13) ansieht, so blaß bleibt sein strategisches Konzept ihrer Überwindung. So sehr sicherlich die „autonomen Widerstandsformen im Kampf um die Erhaltung der Arbeitsplätze“ (146) die Aktivität und die Solidarität der Lohnabhängigen fördert, so fraglich ist der Erfolg dieser Kämpfe. Leider nur im Vorwort geht er darauf ein, daß an der Einsicht festzuhalten sei: „Die proletarische Forderung geht auf die Reduktion der Arbeit“ (Horkheimer), d.h. auf die allgemeine Verkürzung der Wochenarbeitszeit.

Bei aller Unterschiedlichkeit der psychischen Verarbeitungsmuster von Arbeitslosigkeit und der Strategiekonzepte zu ihrer Überwindung behält Wacker recht, wenn er schreibt: „Daß Arbeitslosigkeit so durchaus auch zur Chance persönlicher Entwicklung werden kann, darf jedoch nicht den Blick dafür verstellen, daß die Mehrheit der Arbeitslosen diese Chance von ihren finanziellen, sozialen und psychischen Voraussetzungen nicht hat. Jede Argumentation, die unter Hinweis auf diese Gruppe der 'good copers' Massenarbeitslosigkeit für tolerabel hält, endet notwendig bei gesellschaftspolitisch zynisch bis reaktionären Positionen.“ (9) Und insofern behält seine Studie auch heute ihre Aktualität und bleibt lesenswert.

*Alexander von Pechmann*

## Rezensionen

Paul Lafargue:

### **Das Recht auf Faulheit**

hrsg. von Iring Fetscher, Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/Main 1969<sup>2</sup>

Die Buchbesprechung von P. Lafargue: „Das Recht auf Faulheit“ entfällt. Der hierfür vorgesehene Rezensent ist der Stringenz von Lafargues Argumentation erlegen.

# WIDER|SPRUCH

In: Widerspruch Nr. 7 (01/84) Abschied von der Arbeit? (1984),  
S. 138-142

Autor: *Peter Müller*

Artikel (Diskussion & Kritik)

**Peter Müller**

**Bemerkungen zum ethischen Sozialismus**

Oder: Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie sein, taugt aber nicht für die Praxis.

Kant urd/oder Marx; Revisionismus oder Marxismus - Widersprüche - Was tun? - Die Frage eines wissenschaftlichen oder ethischen Sozialismus beschäftigt seit dem Revisionismusstreit in der Sozialdemokratie immer aufs neue die politischen Gemüter. Wobei zu konstatieren ist, daß hauptsächlich Marxisten in beiden deutschen Staaten diese Diskussion am Leben halten und mit dem Versuch verbinden, ihr kommunistisches Selbstverständnis an der Desavouierung des revidierten „Demokratischen Sozialismus“ aufzurichten. Dies gilt v.a. seit der Begriff ‘Sozialismus’ von Lenin für eine bestimmte historische Gestalt der Parteiherrschaft okkupiert worden ist, und der Historische Materialismus sich gegen eine ethische und kritische Begründung des Sozialismus als einem Ideal der praktischen Vernunft immunisiert hat (Plechanov: Kants Philosophie sei „Opium der Bourgeoisie“; Clara Zetkin: ein „Sozialismus der Gleichmütigkeit“ sei „Quark“). Seither erschöpft sich die ‘Auseinandersetzung’ in stereotypen Wiederholungen der Vorwürfe von ethischem Formalismus und Apriorismus.

Unter diesen Prämissen scheint es dann zu genügen, einfach eine „rege philosophische Diskussion“ zu einer marxistischen Ethik „auf höchstem Niveau“ und in „rege(m) Gedankenaustausch“<sup>1</sup> zu behaupten, die „Notwendigkeit der Ausarbeitung einer marxistisch-leninistischen Ethik“<sup>2</sup> zu bekunden oder Moral als „eine intuitiv sinnliche Orientierung in seiner (des Menschen, P.M.) Umwelt“<sup>3</sup> anzuerkennen, um eine gedankliche Auseinandersetzung mit dem ethischen Demokratischen Sozialismus erst gar nicht aufkommen zu lassen. Solche vordergründigen Formeln werden wohl kaum dem Anspruch der ‘wissenschaftlichen’ Abrechnung mit einem Begriff des Sozialismus gerecht, der sich im Recht sieht, „sofern er im Idealismus der Ethik begründet ist“<sup>4</sup> und seine politisch-praktischen Maßnahmen an den Prinzipien reiner praktischer Vernunft im Sinne Kants mißt.

„Wann werden jene grundlosen Beschuldigungen von ‘blutlosem Gespenst’, von ‘mönchischer Askese’, von der ‘Moral für Engel’ und dergl. endlich einmal verstummen?“<sup>5</sup> - möchte man mit dem Neukantianer Weltmann ausrufen. Eine mögliche Besserung könnte immerhin davon zu erwarten sein, daß die Kritiker Kants und des ethisch-sozialistischen Neukantianismus nicht nur Einleitungen in Textsammlungen<sup>6</sup> lesen, sondern sich auf die Texte selbst einlassen, statt sich inzestuös mit den eigenen Vorurteilen zu beschäftigen<sup>7</sup>. Auch im eigenen Lager hat sich ja etwas getan, betrachtet man die differenzierte Auseinandersetzung einiger (und ausschließlich) sowjetischer Philosophen - wie Arsenij Gulyga<sup>8</sup> -

---

<sup>1</sup> Ralph Marks, Ethik und Marxismus, in: Widerspruch 1/83, S. 46.

<sup>2</sup> a.a.O., S. 47.

<sup>3</sup> a.a.O., S. 48.

<sup>4</sup> Hermann Cohen, Kant, in: Marxismus und Ethik, hrsg. v. H.J. Sandkühler und de la Vega, Frankfurt 1974, S. 70.

<sup>5</sup> Ludwig Woltmann, Die Begründung der Moral, in: Marxismus und Ethik, a.a.O., S. 111, Anm. 4.

<sup>6</sup> Die Einleitung Sandkühlers zur o.g. Textsammlung zeichnet sich durch besondere Ignoranz und Einfalt gegenüber den neukantianischen Texten aus.

<sup>7</sup> Vgl. dazu: Revolution der Denkart oder Denkart der Revolution, hrsg. v. Buhr/Oiserman, Berlin 1976.

<sup>8</sup> Arsenij Gulyga, Immanuel Kant, Frankfurt 1981.

Peter Müller

, die durchaus bereit sind, die alten historischen Vorurteile dahingehend 'materialistisch' zu 'revidieren', als sie - wenn auch in vorkritischer, alter metaphysischer Art - eine transzendente Grundlegung des Wissens und Handelns akzeptieren.

Findet der Revisionismus im 'real existierenden Sozialismus' doch noch statt? Zurück zu Kant?<sup>9</sup> - Es wäre zu wünschen, damit zumindest die philosophische Sozialismus-Diskussion 'wissenschaftlich' würde, da doch der Sozialismus nicht wissenschaftlich sein kann.

Zur Sache! - Der Revisionismus, der sich an den Namen Bernstein: (des marxistischen „Renegaten“, so Lenin) knüpft, war die Antwort sozialdemokratischer Denker auf die vulgär-marxistischen, —darwinistischen Dogmen, die in erster Linie Friedrich Engels' Evolutionsdialektik (Anti-Dühring) entlehnt waren, sowie auf die Diskrepanz zwischen radikal-revolutionärer Phraseologie und sozialreformerischer Praxis innerhalb der Sozialdemokratie. Die Hinwendung zum philosophischen Kritizismus der Neukantianer ist weder historisch noch sachlich mit Reformismus bzw. Praktizismus (von Vollmar, Ignaz Auer) zusammen zu sehen. Sie resultiert vielmehr aus der Einsicht, daß das Endziel historischer Spekulation nichts sei, die Bewegung aber, die auf ein „Reich der Freiheit“ geht, in der der Mensch autonom - als Zweck an sich - gebietet, alles. Gegenüber dem HistoMat hat sich die Einsicht durchgesetzt, daß zwischen Sein und Sollen ein Hiatus klafft, den der kritische Sozialismus allerdings überbrücken kann, wenn er sich an den Prinzipien und Postulaten praktischer Vernunft orientiert und Freiheit als den transzendenten Grund der Idee des Sozialismus und zugleich als ewige Aufgabe begreift, unter der das Ideal der sozialen und politischen Versöhnung anzustreben ist.

---

<sup>9</sup> Otto Liebmann, Kant und die Epigonen, Berlin 1912. Liebmann gilt mit seinem 1865 erschienen Werk zusammen mit F.A. Lange (Die Arbeiterfrage 1865) als Begründer des Neukantianismus.

So gesehen ist Kant - wie Cohen sagt<sup>10</sup> - tatsächlich dem Geiste nach der „wahre und wirkliche Urheber des deutschen Sozialismus“. Denn der notwendige Widerspruch der Vernunft - die historisch- materialistische Determiniertheit und die Möglichkeit autonomer Selbstbestimmung sinnlicher Vernunftwesen - nötigt politisch- praktisches Denken, über die Konstruktion einer „sozialen Physik“<sup>11</sup> im Sinne von Marx hinauszugehen, hin zu einer „sozialen Ethik“, die in der Selbstzweckformel des Kategorischen Imperativs Kants ihren Grund und Auftrag erhält: „Handle so, daß du die Menschheit, sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden ändern, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchest“<sup>12</sup>.

Unter diesem Gesetz, daß sich Vernunft qua transzendentaler Reflexion selbst gibt, versichert sich der Mensch seiner gleichen Freiheit. Denn „gerade darin, daß es nichts weiter als das formale Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung sein will, liegt seine Gemeinschaft stiftende Kraft, erzeugt es in dem Gedanken einer ‘systematischen Verbindung verschiedener vernünftiger Wesen durch gemeinschaftliche Gesetze’ die Idee eines Reichs der Sitten oder Reichs der Zwecke. Freilich ist dies Reich ‘nur ein Ideal’, aber doch ein solches, welches ‘durch unser Thun und Lassen wirklich werden kann’, konstituiert durch die Idee der Menschheit<sup>13</sup>.

Sozialismus als Postulat praktischer Vernunft wird somit zum Leitbild und zum Sinnkriterium möglicher sittlicher Wirklichkeit, denn der neuzeitliche Hiob fragt nach Cohen nicht, „ob der Mensch überhaupt mehr Sonnenschein als Regen habe, sondern ob der eine Mensch mehr leide als sein Nächster; und ob in der austeilenden Lust-Gerechtigkeit der berechenbare

---

<sup>10</sup> Hermann Cohen, a.a.O., S. 71.

<sup>11</sup> Hermann Cohen nach Kurt Eisner, in: Die halbe Macht den Räten. Ausgew. Aufsätze und Reden, Köln 1969, S. 130.

<sup>12</sup> Immanuel Kant, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, in: Werke, hrsg. von Wilhelm Weischedel, Bd.IV, S. 61, Darmstadt 1975.

<sup>13</sup> Karl Vorländer, Kant und der Sozialismus, in: KS IV (1900), S. 363.

Zusammenhang bestehe, daß ein mehr an Lust für das eine Mitglied im Reiche der Sitten das Minder des anderen zum logischen Schicksal macht“.<sup>14</sup>

Sozialismus ist also „sub specie humanitatis et aeternitatis“<sup>15</sup> zu begreifen und findet seinen Ausdruck im realen Humanismus, d.h. in der Achtung der „Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt“<sup>16</sup>. Zwar sind wir immer im KausalnexuS der Natur und der Gesellschaft eingebunden, doch weist der Sinn des Kantschen Satzes dahin, daß wir nicht bloßes Rad im sozialen Getriebe sind, sondern „zugleich“ und „jederzeit“ sittliche Persönlichkeit, Zweck an sich selbst<sup>17</sup>. Daher betrachten Vorländer, Cohen, Natorp u.a. Marburger den Zusammenhang zwischen Neukantianismus und Sozialismus auch nicht als einen persönlichen oder zufälligen, sondern als einen, der innerlich sachlich, methodisch legitim aus den praktisch-politischen Konsequenzen moralisch-teleologischer Reflexion der Vernunft auf die mögliche Wirksamkeit ihrer Entfaltung folgt. Sie sehen das Gebot der Sittlichkeit und das Postulat des Ideals des Sozialismus als „schwere, aber freie Arbeit der Autonomie“<sup>18</sup>. Denn

„so lange wir nur als Arbeitswerte figurieren, gehören wir ausschließlich dem Mechanismus der sozialen Ökonomie an, in welchem ein jedes Naturwesen, als wäre es nur ein Maschinenteil, als Mittel wirkt, und als Mittel verbraucht und verschlungen wird ... Wenn die Idee als Zweckidee eine Aufgabe predigt, so gibt es keinen dringlicheren Anlaß für sie, als welchen der soziale Mechanismus darbietet: das Verhältnis der bloßen Mittel zu durchbrechen und aufzuheben“<sup>19</sup>.

---

<sup>14</sup> Hermann Cohen, Kants Begründung der Ethik, Berlin 1877, S. 22.

<sup>15</sup> Karl Vorländer, a.a.O., S. 393 (nach Jean Jaures).

<sup>16</sup> a.a.O., S. 337.

<sup>17</sup> Vgl. Karl Vorländer, die neukantische Bewegung im Sozialismus in: KS VII (1902), S. 25.

<sup>18</sup> Hermann Cohen, Kant, a.a.O., S. 66.

<sup>19</sup> Hermann Cohen, Kants Begründung der Ästhetik, Berlin 1889, S. 139.

Unbedingte Selbstgesetzgebung oder Vernunftautonomie prüft also, transzendental-kritisch gesehen, die geschichtlich kulturkovarianten Verhältnisse, die sie als vermittelnde Ordnungen der Bedingungen der Wirklichkeit der Freiheit begreift, auf ihre Eignung als Mittel zur Realisierung der Vernunft, denn „... nur ein Leben, in dem das Bewußtsein, in dem die Vernunft herrscht, und nicht bloß dient, kann als Endzweck gedacht werden<sup>20</sup>.

Daraus ergibt sich für alle Bereiche politischen Handelns, daß sich der Anspruch der Sittlichkeit und die kausale Analyse und Beurteilung der Wirklichkeit, d.h. das Postulat, wie die Welt sein soll, und die Feststellung, wie sie ist, ergänzen müssen, um für das politisch-praktische Handeln die Mittel und Maximen zu finden, die sich aus vernünftigen Zwecken rechtfertigen lassen. Denn wir befinden uns wohl bezüglich der Tatsachen des menschlichen Lebens unter dem Gebot der Notwendigkeit, doch bezüglich ihrer Beurteilung und möglichen Veränderung stehen wir nicht mehr unter dem Gesichtspunkt der Kausalität, sondern dem ethisch-praktischer Autonomie. „So ist die Kantsche Ethik“, betont Max Adler, „ganz entgegen der vulgären Meinung so vieler Gegner keine Lehre einer kraftlosen Tugend, sondern vielmehr eine unermüdliche Anrufung aller Energien des tätigen, sich selbst helfenden Menschen, der es als Pflicht empfindet, die Bedingungen eines vernünftigen Daseins, sobald er sie erkannt hat, zu verwirklichen“<sup>21</sup>.

Der ethische Sozialismus strebt auf der Basis einer stets veränderungswürdigen Gesellschaftsanalyse, wie sie auf der Grundlage der Marxschen ‘Kritik der politischen Ökonomie’ als heuristische Idee entwickelt wurde und fruchtbar zu machen ist, nach einer „Gemeinschaft frei wollender Menschen“<sup>22</sup>, nach einem Reich der Freiheit, in dem die Möglichkeiten

---

<sup>20</sup> Paul Natorp, Sozialpädagogik, Stuttgart 1899, S. 158.

<sup>21</sup> Max Adler, Kant und der Sozialismus, in: Marxismus und Ethik, a.a.O., S. 184.

<sup>22</sup> Karl Vorländer, Kant und Marx. Ein Beitrag zur Philosophie des Sozialismus, Tübingen 1926, S. 300.

wirklich sind, unter denen die Menschheit in einer jeden Person geachtet wird, nicht allein ‘vor’ dem Gesetz (Legalität), sondern ‘unter’ dem alle Unterschiede der „natürlichen Lotterie“ (Rawls) zunichte machenden Gesetz der Moralität. Denn mit Vorländer zu reden: „ohne Appell an die Moral, an die Würde des Menschen und sei es auch nur mit der Mahnung Schillers; ‘Zu essen gebt ihm, zu wohnen!’ kommt kein Sozialist der Welt aus. Der Sozialismus ist niemals eine bloße Magenfrage gewesen“<sup>23</sup>. Damit ist nun aber der scheinbare Widerspruch zwischen Kant und Marx, Revisionismus und Marxismus vom Grund der transzendental-kritischen Antinomie - Naturnotwendigkeit und Freiheit - als einem notwendigen Widerspruch aufgelöst. Die Frage nach der Vereinbarkeit einer Kritik der politischen Ökonomie mit der Kritik der theoretischen und praktischen Vernunft jedoch gewinnt eine neue Dimension.<sup>24</sup>

---

<sup>23</sup> Karl Vorländer, Kant und Marx, a.a.O., S. 285.

<sup>24</sup> Für eine ausführliche logische Darlegung des Zusammenhanges: Kant - Neukantianismus - Sozialismus vgl. Peter Müller, Transzendente Kritik und moralische Teleologie, Würzburg 1983, S. 549 ff.

# WIDER|SPRUCH

In: Widerspruch Nr. 7 (01/84) Abschied von der Arbeit? (1984),  
S. 144-154

Autoren: *Harald Kühn*

Artikel

**Harald Kühn**

**Marxismus – Die alternative Erkenntnistheorie und Philosophie?**

Manche Leute sehen in Marx eine Berufungsinstanz. Für sie ist die Prüfung Marx'scher Argumente, die Beurteilung seiner Erklärungen danach, ob sie stimmen oder nicht, kaum von Belang. Um so mehr liegt ihnen daran, ihre Übereinstimmung mit Marx zu bekunden. Das tun sie auch ziemlich eifrig, zumal der *Sinn*, der ideelle Lohn der Anstrengung ein erheblicher ist: man philosophiert in der Tradition von Marx, und das ist doch was.

Wer von einem Urteil etwas hält, *weil* es von *Marx* stammt, verlangt von einem Verein mit einem 'M' im Namen dasselbe. Er hält es für einen Widerspruch, daß dieser Verein auch noch wert darauf legt, daß die von Marx hinterlassenen Argumente *richtig* sein sollen. Kritik gestaltet sich da recht einfach: „Während Marx der Auffassung war, daß..., behauptet die MG...“ gilt als der gelungenste Einwand.

Nun ist das Vorhaben, richtige Erklärungen von falschen zu unterscheiden, zwar nichts Ehrenrühriges – schon gleich nicht gegen einen Wissenschaftler, der einige seiner Werke „der nagenden Kritik der Mäuse“ überantwortet hat und bisweilen feststellte, über Jahre hinweg eine verkehrte Auffassung vom Arbeitslohn vertreten zu haben. Angesichts des philosophischen Umgangs mit liebenswerten Traditionen (=Berufungsinstanzen), bei dem die „Einheit“ und „Ganzheit“ des verkehrten Werks zählt, nimmt sich die Unterscheidung von richtig und verkehrt etwas anders aus. Da gibt es für die MG im Umgang mit Marx, von dessen Gedanken einige explizit für verkehrt befunden wurden, lauter „Konflikte“, „Kollisionen“ und „Schwierigkeiten“; der Verein mit

‘M’ im Namen muß „ausweichen“, gerät „ins Schlingern“ – wenn nicht gar unter die Anklage, „schlichtweg eine Fälschung“ zu begehen. Daß die *Ablehnung* einer theoretischen Äußerung von Marx etwas anderes ist, als ihn *falsch abzuscribein*, scheint unter Philosophen heutzutage auch nicht mehr bekannt zu sein. Insbesondere unter solchen, die das Recht des akademischen Nachwuchses auf marxistische Philosophie einklagen und zu diesem Behuf ein Lamento darbieten: „...ist es den bundesdeutschen Hochschulen gelungen, nicht zuletzt hier in München, die Hörsäle und Seminare von Diskussionen über Marx weitgehend freizuhalten.“

Als konkurrierende Philosophie

wird da Marxismus verlangt; und das geht nur, wenn die Haupt- und Generalprobleme des Philosophierens als ein respektables Anliegen gelten *und* in Marx die Quelle ihrer „Lösung“ entdeckt wird.

Was dabei herauskommt, demonstriert der „WIDERSPRUCH“ nicht erst in den Ausführungen zur MG und deren völlig danebengeratenem *unphilosophischem* „Verständnis“ des Marxismus. Da legen sich fünf promovierte Menschen erstens die Frage nach „Marx als Philosophen“ vor; zweitens wollen sie der „Aktualität von Marx“ auf die Spur kommen – und keiner findet das philosophische Getue peinlich, das sogleich anhebt. Weder untersucht da wer die philosophischen Mitteilungen des Stifters, die es schließlich gibt (und die von anderer Seite nicht für der Weisheit letzter Schluß gehalten werden). Noch macht man sich über die zweite Frage her, die – rational angegangen – Gegenstand der Marx’schen Theorie einst und heute betrifft. Zunächst findet einer die Frage „bestürzend“ weil „so riesengroß“; der andere wird mit ihr „nicht furchtbar glücklich“, hält sie aber für „sinnvoll“. Ein dritter wagt sich auf das Feld der Logik vor, die er allerdings irgendwie mit Geschwätz verwechselt haben muß: die beiden Fragen will er bedeutungsschwanger „nur als Fortschritt vom Allgemeinen zum Konkreten gemeint“ haben – ein ebenso konkreter wie allgemeiner Unsinn, den die Philosophen in ihrem Rundtischgespräch energisch fortsetzen.

Da kommt die Einsicht, daß die Wissenschaft einen wirklichen Gegenstand hat, zu allen Ehren, und das ‘Kapital’ darf dafür das Beispiel abgeben; ein Nutzen dieses Buches, den sich sein Autor nicht in seinen kühnsten Träumen erhofft haben wird. Dafür hat die Auffassung, daß es nicht nur wenig hilfreich, sondern auch absolut belanglos ist, zu verkünden, daß man beim Erklären einen Gegenstand braucht, keine Chance

bei Leuten, die sich über die Möglichkeit von Erklärung unterhalten und sich als Materialisten vom Idealismus absetzen wollen – und nicht einmal dies zustande bringen, weil auch ein Idealismus ohne wirkliche Gegenstände nicht auskommt. Diese Auffassung bekommt den Vorwurf zu hören, daß die Absage an erkenntnistheoretische Methodenvorschriften eine besonders perfide Tour ist, seine Erkenntnistheorie nicht zur Diskussion zu stellen:

„Die MG trägt ihr Wissenschaftsverständnis nur sehr sporadisch vor.“ Man hat offenbar gemerkt, daß das methodische Getue die Erklärung von NATO, Weltmarkt, Lohn, Preis und bürgerlichem Staat gar nicht berührt, daß also die MG für einen Methodenstreit nicht der richtige Partner ist; dies ist jedoch nur der Auftakt dafür, den Gegner, den man kritisieren möchte, entsprechend herzurichten: man fühlt sich „gezwungen“, das „Wissenschaftsverständnis“ der MG zu „entschlüsseln“, und siehe da, man ist auf eine echte Entdeckung gestoßen:

„Die MG erklärt damit auch formell“, – worauf sich das „damit“ bezieht, ist angesichts des folgenden Quarks ganz gleich gültig – „was der Sache nach schon früher deutlich war, daß sie nicht nur Marxens Kritik an Hegel, sondern auch Hegels Kritik an Kant und damit auch Kants Kritik an der dogmatischen Metaphysik in den Wind schlägt, und sich auf einen Standpunkt bezieht, der für Spinoza Gültigkeit hat: die unmittelbare Identität von Begriff und Sache.“

Nach dem Motto: 'Je absurder der Vorwurf, desto gründlicher die Exkommunikation' kriegt die MG ihre Einordnung in die Philosophiegeschichte serviert. Die Weigerung, sich am erkenntnistheoretischen Geschäft zu beteiligen, wird mit der Zurechnung zu einer Position honoriert, die sich einigermmaßen verrückt ausnimmt. Wir möchten gar nicht nachzählen, wie oft die Geschichte mit der „unmittelbaren Identität“ wiederholt wird, die unserem Kritiker so gut gefällt, daß er sie auch noch ganz kennerhaft erläutert:

„Die Entwicklung des *res cogitans* und der *res extensa* verläuft bei ihm völlig parallel, die außer der Differenz“ – (!) – „von Ausdehnung und Denken keine weitere mehr zuläßt.“

Daraus geht immerhin die tröstliche Kunde hervor, daß nicht einmal der alte Baruch so verrückt war, seine Gedanken für *dasselbe* zu halten wie die Welt, über die er nachgedacht hat. Außer einer Differenz freilich ist kein Unterschied, das dürfen wir Spinozisten uns schon merken! Wir haben die philosophische Lektion begriffen, die mit dem Argument auskommt: „Ihr seid nicht Marx, sondern Spinoza und schlägt Hegel und Kant ‘in

den Wind!“ Eines möchten wir euch philosophiebewanderten Angebern allerdings zu bedenken geben: daß ihr euch von den so verachteten anderen Vertretern eures Faches wenig unterscheidet. Manchmal kommt uns fast der Verdacht einer „unmittelbaren Identität“; wären da nicht die standfest vorgetragenen Differenzen der alternativen Erkenntnistheorie, mit der *ihr* euch theoretisch zur Erkenntnis stellt und sie dauernd ermöglichen möchtet:

*Weltweisheit Nr. 1; Alles ist ein Widerspruch.*

Als Anhänger der „dialektischen Methode“ teilt ihr euren Lesern mit und legt wert auf die Feststellung, daß alles ein Widerspruch und deswegen dialektisch zu betrachten ist. Einmal abgesehen davon, daß die Notwendigkeit der dialektischen Betrachtungsweise unmöglich darin begründet sein kann, daß die Gegenstände der Betrachtung dialektisch sind – dann wäre die Einsicht in die Widersprüchlichkeit dieser Gegenstände ein, wenn auch dürftiges, *Resultat* ihrer Untersuchung und nicht die *Voraussetzung* –, ist dieses Urteil so schlau oder so dumm wie die Feststellung, daß alles einen Grund hat, existiert, notwendig ist, aber auch seine zufälligen Seiten hat usf.; Widerspruch ist eben eine logische Kategorie wie jede andere, ist als solche an allem aufzufinden – ein einigermaßen langweiliges Geschäft – und bestimmt daher keinen einzigen Gegenstand, den sich das Denken vornimmt; oder glaubt ihr, etwas bestimmt, also unterschieden zu haben, wenn ihr über die kapitalistische Ökonomie dasselbe zu berichten habt wie über die Natur, den bürgerlichen Staat oder die Wissenschaft?

Um einer Sache das Prädikat ‘widersprüchlich’ anzuhängen, braucht man sie noch nicht einmal untersucht zu haben, weil mit diesem Prädikat gar kein bestimmter Widerspruch benannt ist. Gerade mit diesem Allerwenigsten, was man über eine Sache wissen kann, soll jedoch, wenn es nach euch geht, ausgerechnet die Wissenschaft immerzu hausieren gehen.

Bei euch freilich soll mit diesem universell handhabbaren Prädikat über die Sache, der es zugesprochen wird, noch mehr gesagt sein. Ihre *Existenz* ist *fragwürdig*: sie hat zwei sich widersprechende Seiten, ist mit sich im Streit. Damit habt ihr, ohne überhaupt über einen bestimmten Gegenstand gesprochen zu haben, mittels einer logischen Kategorie euch das Recht zugesprochen, *die Welt kritisch zu betrachten*, sie kritisieren zu dürfen. Mit der Feststellung, daß ein Gegenstand kritisierbar ist, ist allerdings alles andere geleistet als seine Kritik – wie sollte die auch aus der Logik folgen! Es ist ja auch ein eher *untertäniges* Anliegen nachzuweisen, daß

man kritisieren *darf*, mit dem ihr euch als Kritiker *geriert*. So darf die Peinlichkeit nicht fehlen, daß ihr in eurer Zeitschrift für Philosophie dieses Recht auf eine kritische Betrachtungsweise ausgerechnet an Gegenständen illustriert, die vom alten Marx längst kritisiert sind; und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß eure Unzufriedenheit mit der Welt, die eure Philosophie unterstellt, gut gemacht wird durch die Zufriedenheit, für euren Standpunkt ein Recht in der Welt zu wissen.

### **Weltweisheit Nr. 2: „Das Kapital ist parteilich für die Arbeiterklasse und gegen die Bourgeoisie.“**

Einigermaßen verdrechselt gedacht, möchte man meinen, für Leute die doch wissen müßten, wem das Kapital gehört und wer in seinen Diensten steht. Ausgerechnet bei der Besprechung eines *Klassengegensatzes* fühlt ihr euch bemüßigt, aufzudecken, daß die Anliegen der einen Seite durch die Anliegen der anderen Seite, an denen sie *zuschanden* gehen, *befördert* werden. So kommt ein Gerede von der ‘Krise des Kapitalismus’ auf, das mit der Erklärung ökonomischer Krisen des Kapitals, vermittelt derer das Kapital seine Rentabilität wiederherstellt und von denen es auch kein großes Rätsel ist, wer sie auszubaden hat, nichts zu tun hat, sondern beweisen soll, daß das Kapital sich selber schadet, also seine Abschaffung nicht nur im Interesse der Arbeiterklasse liegt, sondern vom Kapital selbst – freilich hinter dem Rücken von allen Beteiligten – nach Kräften betrieben wird. Daß es im Kapitalismus nur so wimmelt von Widersprüchen, zeigt euch also nicht nur, daß er abgewirtschaftet hat, seine moralische Verwerflichkeit – ein Urteil, das übrigens mit der Erledigung all der praktischen Gründe, die gegen den Kapitalismus sprechen einhergeht –, sondern läßt sonderbarerweise *Hoffnung* aufkommen: da vergeßt ihr plötzlich, daß für die Aufrechterhaltung dieser ‘Widersprüchlichkeit’ eine mit allen Mitteln ausgerüstete Staatsgewalt einsteht, und stellt euch vor, daß die Abschaffung des Kapitals, für die ihr schon den moralischen Titel in der Tasche habt, *von selbst* vonstatten geht; wohl nach dem Motto: ‘Wo Gefahr ist, da wächst die Rettung auch.’ Eine seltsame Kriegserklärung an das Kapital, die wahrhaft philosophisch mitteilt, man würde nur die widersprüchlichen Tendenzen der feindlichen Instanz selbst vollstrecken!

Wenn man die Welt einmal mit dieser Weltsicht vergleicht, so stößt man eigentlich nur auf einen Umstand, der diese Sichtweise plausibel machen könnte: es ist das *Krisengejammer*, mit dem Staat und Kapital ihre unver-

schämten Ansprüche in die Welt setzen; Ansprüche allerdings, die den *Erfolg* dieser Instanzen voraussetzen. Einen *gläubigen* Moralisten, der seinen ideellen Rechtstitel auch mit der Gewißheit verbindet, daß sein Recht sich durchsetzen wird, kann dieser Hinweis auf die Realität nicht erschüttern: er hat längst ein Subjekt entdeckt, das als sein Sachwalter seinem Recht zur Wirklichkeit verhelfen wird.

**Weltweisheit Nr. 3: Allem „kommt die notwendige Bestimmung zu, historisch entstanden zu sein, und mehr noch sich in der Geschichte zu entwickeln und zu vergehen.“**

Gerne hätten wir erfahren, was da entsteht, wie es sich entwickelt und warum es vergehen muß. Aber vielleicht kann man all diese Fragen erst beantworten, wenn man die Sache erklärt hat, die sich da in der Geschichte herumtreibt, und vielleicht stellt sich diese Fragen für euch gar nicht, weil ihr die „notwendige Voraussetzung des wissenschaftlichen Sozialismus“ bedenken wollt, euch also an keiner Erklärung von nichts beteiligt.

So redet ihr von „notwendigen Bestimmungen“ von man weiß nicht was, die weder etwas bestimmen, weil sie allem, was es gibt, zukommen sollen, noch überhaupt über einen Inhalt verfügen, der notwendig sein könnte. Noch nicht einmal ein Unterschied zwischen eurem „wissenschaftlichen Sozialismus“ und den Methoden bürgerlicher Wissenschaft, die ihr des Vergehens beschuldigt, das historische Moment zu vernachlässigen, kommt über diese „Bestimmungen“ zustande: schließlich gibt es auch eine bürgerliche Geschichtswissenschaft, die das Argument vertritt, daß die Ideale der bürgerlichen Gesellschaft und ihre Verwirklichung die Aufgabe „der“ Geschichte war; ein Lob der bürgerlichen Gesellschaft, das sich darin begründet, daß sie „entstanden“ ist. Der einzige Unterschied, den wir entdecken konnten, ist wohl der Umstand, daß ihr, wenn ihr die Geschichte wieder einmal nicht betrachtet, sondern über die Notwendigkeit der Geschichtsbetrachtung daherredet, „mehr noch“ das Moment der Entwicklung und des Vergehens in der Geschichte betont haben wollt. Ein Umstand, der sich allerdings auch nur auf euren Willen berufen kann.

Dieser Wille hat nun nicht mehr nur ein moralisches Recht, die Welt für kritisierbar zu halten, auf seiner Seite, sondern die ganz Wucht eines Subjekts hinter sich, das ihr euch extra dafür ausgedacht habt: „die“ Ge-

Harald Kühn

*schichte* als eine Instanz, die eure (Un)Kritik immer schon vollzieht, die gar nicht anders bestimmt ist, als Kritik – gegen was und weswegen weiß man nicht – zu sein. Das läßt offenbar philosophischen Optimismus gerechtfertigt erscheinen; eine Haltung, die sich unter Garantie nicht widerlegen läßt: noch jede Niederlage läßt sich schließlich – historisch gesehen – in einen Sieg uminterpretieren; und mit geschultem Auge lassen sich so immer und überall, vor allem aber dann, wenn der Imperialismus wieder einmal einen Weltkrieg vorbereitet – wenn das kein Anzeichen für Schwäche ist; er greift zu seinem letzten Mittel, der gewaltsamen Befriedung der ganzen Welt! –, Fortschritte entdecken. Solange jedenfalls ist diese Haltung nicht zu widerlegen, solange nicht die *praktische Dummheit* auffällt, die gerade in der Unerschütterlichkeit der historischen Sichtweise steckt: die Rücksichtslosigkeit gegen die Anliegen, die einem *heute* bestritten werden.

Der Vergleich zwischen der Rolle der Geschichte in eurem und den ehernen Gesetzen, die im christlichen Weltbild den Lauf des Lebens und der Welt regieren, ersparen wir uns: Er hat dem Marxismus, der als Geschichtsphilosophie daherkommt, den Ruf einer Ersatz-Religion eingebracht – und zwar bei Leuten, die für den richtigen Glauben sind und keinen Ersatz mögen!

#### **Weltweisheit Nr. 4: Das Wahrheitskriterium ist die Praxis.**

Wir mögen gar nicht mehr fragen, wir ihr angesichts dieses Spruchs mit unseren Schriften verfahren seid, oder ob ihr euch schon jemals die Frage gestellt habt, inwiefern eure Zeitschrift durch welche „Praxis“ verifiziert wird; dies sind wieder lauter falsche Fragen für Leute, die in keinem Fall eine Wahrheit über einen x-beliebigen Gegenstand dieser Welt herausfinden wollen – da würdet ihr einmal feststellen, wie unglaublich praktisch euer Kriterium ist –, sondern *die* Wahrheit abstrakt (getrennt von Wissen bestimmten Inhalts) *definieren* wollen, also das Denken auf ein genehmes Resultat verpflichten wollen, das durch korrektes Argumentieren offenbar nicht gesichert ist, dafür aber durch einen praktischen Maßstab garantiert wird.

Daß euch dabei ausgerechnet die zweite Feuerbach-These eingefallen ist, spricht nicht gerade für euren Verstand. Wenn Marx schreibt:

„Die Frage, ob dem menschlichen Denken gegenständliche Wahrheit zukomme – ist keine Frage der Theorie, sondern eine praktische Frage. In der Praxis muß der Mensch die Wahrheit, i.e. Wirklichkeit und Macht,

Diessseitigkeit seines Denkens beweisen. Der Streit über, die Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit des Denkens – das von der Praxis abgetrennt ist – ist eine scholastische Frage.“ –

so hat er bestimmt nicht zur Erkenntnistheorie ermuntert. In der Frage nach der „gegenständlichen Wahrheit“ hat er sich auch nicht das „Problem“ von Erkenntnis und ihrem Gegenstand, ihrer „Identität“ oder „Entsprechung“ vorgelegt. Eher hat er es mit der Frage nach *tauglichem Wissen* zu tun gehabt – und der davon abgeleiteten nach einer „Garantie“ für brauchbare Erkenntnis, welche heute als die Suche nach einem „Wahrheitskriterium“ daherkommt. Daß Philosophen in der Marx'schen Auskunft einen, wenn nicht *den* Beitrag zur modernen Fortentwicklung dieser „scholastischen Frage“ erspähen, zeigt uns, wie sehr ihnen diese am Herzen liegt. Zudem scheinen unsere Kritiker den *Skeptizismus*, der in der aufgeregten Suche nach „einem“ Wahrheitskriterium am Werk ist, nicht weiter für kritikabel zu erachten – die Frage nach der Möglichkeit der Wissenschaft halten sie sogar für sehr respektabel. Deshalb beantworten sie sie auch, und mit der Übersetzung von Marx' „praktischer Frage“ ins „Wahrheitskriterium Praxis“ lösen sie das wissenschaftsfeindliche Rätsel der modernen Erkenntnistheorie. Dieses Rätsel, die Frage nach der *Möglichkeit* von wahrer Erkenntnis eben, kriegt ausgerechnet eine mit Marxismus titulierte Antwort – als ob der Nachweis einer Möglichkeit je die Erklärung einer Sache, hier der Wissenschaft, wäre. Mit Verlaub; außer der Parteinahme für die Existenz dessen, was man für möglich hält, kommt nie was raus!

Im übrigen empfehlen wir dringend, bei jedem künftigen Gedanken der „Widerspruch“-Redaktion gründlich „die Praxis“ zu konsultieren. Die bringt Ordnung ins geistige Streben – nur schade, daß sie selbst nicht spricht und als Wahrheitskriterium immer noch parteilich gedeutet werden muß. Aber das ist ja heute eine ehrenwerte Sache, selbst auf dem Felde der wissenschaftlichen Moral: immer schön streiten mit der bürgerlichen Philosophie, und immer nach *deren* Maßstäben! Also: Wen bestätigt die *Praxis* in welcher *Erkenntnistheorie*?

Ihr habt schon recht. Für den gänzlich unpraktischen Standpunkt einer dauernden *Konsultation* „der Praxis“ zum Fortschritt der Philosophie haben wir nichts übrig. Ein paar Wahrheiten über eine sehr unphilosophische und gar nicht nebensächliche Praxis unserer Tage können wir deshalb aber anbieten:

Karl Held / Theo Ebel, *Der Westen will den Krieg*. Acht Beweise und ein Schluß, Resultate Verlag, 82 S.

Harald Kühn

# WIDER|SPRUCH

In: Widerspruch Nr. 7 (01/84) Abschied von der Arbeit? (1984),  
S. 155

Anhang: AutorInnenverzeichnis

## Anhang

## AutorInnenverzeichnis

Brede, Rüdiger, M.A.	Student der Germanistik und Philosophie, München
Görl, Wolfgang, M.A.	Student der Philosophie, München
Jonath, Gerhard	Student der Jura und Politikwissenschaft, München
Koslowski, Peter, Dr. phil.	Wissenschaftlicher Assistent der Philosophie, München
Kühn Harald	Student der Philosophie, München
Lotter, Konrad, Dr. phil.	Lehrbeauftragter an der Fachhochschule für Sozialpädagogik, München
Maren-Grisebach, Manon, Dr. phil.	Bundesgeschäftsführerin der Partei "Die Grünen", Waldhilsbach bei Heidelberg
Marks, Ralf, Dr. phil.	Doktorand der Geschichte, München
Mittermüller, Hans	Student der Philosophie, München
Müller, Peter, Dr. phil.	Lehrbeauftragter für Philosophie, München
v. Pechmann, Alexander	Dr. phil. Lehrbeauftragter an der Volkshochschule, München
Rehberg, Frank	Student der Soziologie, München
Treptow, Elmar, Dr. phil.	Universitätsdozent für Philosophie, München

# WIDER|SPRUCH

In: Widerspruch Nr. 7 (01/84) Abschied von der Arbeit? (1984),  
S. 156

Anhang: /Impressum

**Anhang**

**Impressum**

**Verleger und Inhaber:**

Dr. Alexander v. Pechmann (Dozent, München), Tengstraße 14,  
8000 München, 40

**Redaktion:**

Martin Schraven (verantwortlich), Wörthstraße 33, 8000 München 80;  
Dr. Konrad Lotter; Hans Mittermüller; Karl Koch; Ralph Marks

**Anzeigen:**

Gerhard Jonath, Schillerstraße 51, 8000 München 2

**Druck:**

ASTA-DRUCK München, Leopoldstraße 15, 8000 München 40

**Einband:**

Fotodruck Frank GmbH, Gabelsbergerstraße 15, 8000 München 2

**ISSN** - 0722 - 8104

**Preis:** DM 3.-

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt  
die Ansicht der Redaktion wieder.

Wir bitten um freundliche Beachtung  
der Beilage des Argumente-Verlags.